

Der

Christenbote

Monatsblatt

„Der Christenbote“ erscheint monatlich und kostet jährlich 2\$000. : :

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina und Mittelbrasilien.

Das Blatt ist bei Vertellern und Pfarrern zu bestellen. : : : : : :

— Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien. —

24. Jahrgang

September 1931.

Nr. 9

Jesus spricht: **Ich bin das Brot des Lebens!**
Und abermals spricht er: **Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich!**

Unter tausend frohen Stunden,
die im Leben ich gefunden,
blieb nur eine mir getreu,
eine, wo in tausend Schmerzen
ich erfuhr in meinem Herzen,
wer für mich gestorben sei.

Wenn sie Jesu Liebe wüßten,
alle Menschen würden Christen,
ließen alles andere stehn;
liebten alle nur den einen,
würden alle ihn nur meinen,
ewig ihm zur Seite stehn.

Was ist dir das Gebet?

Matth. 15., 21—28.

In einem Palast Londons liegt auf seidenweichem Pflüß ein sterbender Jüngling. An seinem Lager steht der tiefgebeugte Vater, etwas im Hintergrund einige Freunde des Kranken, junge lebensfrohe Herren. Sie sind gekommen, um ihn durch die neuesten Nachrichten aus der Sportwelt zu unterhalten und zu erfreuen. Jetzt treffen sie ihn so! Da erstirbt ihnen das Wort auf der Zunge und stumm und starr schauen sie ihn an.

„Vater“, lispelt mit einem Male der Kranke.

„Was willst du, mein Sohn?“ sagt der Vater und beugt sich über ihn. „Bet auch für mich!“ lautet die Antwort. Da schaut der Vater bestürzt drein; denn das Beten hat er schon längst aufgegeben, das hatte für ihn, den Großkaufmann, keinen „reellen“ Wert.

„Vater, bet doch!“ läßt sich jetzt wieder und noch eindringlicher die Stimme des Sterbenden vernehmen. In seiner Herzensangst wendet sich der Vater an die anwesenden Besucher und fragt mit bebender Stimme: „Kann niemand beten?“ Doch die bleiben alle stumm wie ein Stein. Alles mögliche können sie, rudern und reiten, sechten und schießen, spekulieren und korrespondieren, in verschiedenen Sprachen gelaufig reden, aber beten — nein, das kann keiner von ihnen.

„100 Pfund (8 Contos) gebe ich dem, der für meinen Sohn betet!“ sagt der Vater.

„1000 Pfund!“ ruft er verzweiflungsvoll aus. Doch alles bleibt still. Ohne Gebet, ohne den letzten Trost und einzigen Halt mußte er sein Kind in die dunkle Ewigkeit hinüberziehen lassen.

— Wie manchem mag es so schon ergangen sein, der das Gebet über Bord geworfen hat, als wenn er es als Mann nicht mehr nötig hätte, als sei das Gebet nur für Kinder und greise Leute. Man denkt nicht daran, daß wirklich große Menschen ohne Gebet nicht leben konnten, daß der deutsche Dichter Ernst Moritz Arndt gesungen hat: „Wer ist ein Mann? Der beten kann!“

„Zu der Zeit will ich ausgehen unter den Kindern Israel den Geist der Gnade und des Gebets.“

Diese Zeit ist angebrochen: wir flüchten aus der Welt, die uns angst macht, in die Welt, die uns von der Angst befreit, in die Welt des Gebetes.

Was ist dir das Gebet?

Als Jesus aus der Gegend ausging, die ihn nicht annahm, kam er in das stille Grenzgebiet von Tyras und Sidon. Denn das ist seine Art, daß er sich vom Erfolg wie vom Mißerfolg in

die Nähe seines Vaters flüchtet; vom Erfolg, daß er demütig bleibe, vom Mißerfolg, daß der Kleinmut ihn nicht übermanne. Er will jetzt allein sein mit seinem Weh, warum sein Wort bisher vergeblich war und in all der Angst, ob es auch fernehin vergeblich sein müsse.

Dies Vorbild Jesu ist das erste, was uns in die Welt des Gebetes treiben sollte, das Vorbild des Größten aller Väter, der für die Seinen betet und all seine Anliegen vor den Vater bringt.

Wenn wir in die Welt des Gebetes wie in eine unentdeckte Welt hineinschreiten würden, welche Enttäuschung würden wir erleben und wie leicht den Mut und die Freude am Gebet verlieren. Aber es ist ja nicht nur das Vorbild Jesu, das uns zum Gebet führt — nein: weiter noch bringt uns die Not. Senes arme Weib achtete nicht darauf, daß Jesus jetzt Ruhe zu suchen gekommen war. Was fragt die Not danach? Es ist ihr Vorrecht, sich hervorzutragen.

In die Welt des Gebetes bringt dich nicht nur deine eigene Not, sondern auch die Not deines Volkes. Das arme Weib hat seiner Tochter Not als die seine empfunden. Das tun wir wohl auch. Aber die Not des Volkes? Es ist krank, die Gedanken wirr, die Kinder des Volkes am Irdischen hängend, so matt das Herz. Kaum mehr ein Gebet, das Wort vom Kreuz Aergernis und Torheit. „O, Herr, meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt“, unser Volk aus der Gemeinschaft mit Gott gerissen, durch Irrtum und Zweifel um seine heiligsten Güter betrogen. Schenke ihm, Herr, schenke uns Brot des Lebens!

Nach der siegreichen Entscheidungsschlacht bei Königsgrätz 1866 sagte der preussische König Wilhelm I.: „Jetzt ernten wir die Frucht der Gebete, die in der Heimat für uns gesprochen sind.“

Gibt es eine göttliche Vorsehung? Hundert Menschen rufen: es gibt sie, wir haben sie erfahren, wir waren dem Tode nah, da kam Gottes rettende Hand. Hundert andere aber rufen: es gibt sie nicht, wir haben sie vergeblich erwartet, aus der Tiefe riefen wir zum Himmel, er aber öffnete sich nicht! Was hilft es, fromm zu sein, wenn das Schiff untergeht? Wo ist Gottes Hand, wenn Blitze einschlagen, wenn Völker zu Grunde gehn? Wo ist die ewige Liebe, die ihr predigt? Gott ist das kalte und unheimliche Schicksal, das Unerklärliche, die Kälte des Weltraums; er hat kein Vaterangeficht, es ist ein Wahn zu beten: Vater unser im Himmel! Sie haben den Glauben aufgegeben, weil Gott nicht so ist, wie sie ihn sich denken. Gott ist keine Versicherung gegen

Gefahr und Tod. In keiner Verheißung ist gesagt: ihr werdet nicht krank, nicht arm, nicht sterbend sein!

Was hilft beten? Wir beten nicht, um Gottes Willen zu beugen und unzustimmen. Wäre das nicht das Schrecklichste, das man sich denken kann? Was sollte dann noch feststehen, wenn der Wille Gottes wanken würde? „Was er sich vorgenommen und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.“

Das aber ist der Unterschied, ob unser Schicksal uns trifft wie ein furchtbares Verhängnis, oder ob wir es erkennen als das Walten eines gnadenvollen Willens. Ob dir äußerlich zuteil wird, um was du bittest, weißt du nicht. Aber es wird stiller in dir werden; der Sturm wird sich legen und der Friede wiederkehren und mit ihm die Erkenntnis, daß alles zum Besten dient.

Und das andere, was uns zuteil wird: die Seligkeit des Alleinseins mit Jesus. „Herr, hilf mir!“ Drei Worte eine ganze Welt! Nicht auf die Länge des Gebets kommt es an, nicht darauf, ob wir die Hände falten — nur darauf, daß unser Gebet ehrlich ist, daß es aus der Tiefe unserer innersten Ueberzeugung herauskommt. Wer so betet, der gewinnt Freunde. Allein ist man gekommen; wenn man die Augen aufhebt, hat man die Menge der Freunde. „Daß sie doch von dir,“ so hören wir die Fürbitte der Jünger an Jesus, daß er ihre Bitte erfüllen möchte.

„Ich bin nicht gelangt, denn nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel.“ Der Glaube scheint zu erliegen, der Abend kommt, und doch hat Jesus noch nicht geholfen. So lernen wir Geduld; lernen warten, daß, wenn der Heiland auch jetzt nicht kommt, er doch zur besten Stunde gewiß kommen wird. Du wirst stille zu Gott, der dir hilft, weil du weißt, daß er helfen wird. Stille sein vor Gott ist gut, stille sein zu Gott ist besser, stille sein in Gott ist am besten. Wer stille ist vor Gott, der beugt sich vor ihm wie ein Knecht vor dem Vater. Wer stille ist zu Gott, der flüchtet sich zu ihm wie ein Kind zum Vater. Wer stille ist in Gott, der hält ihn umschlungen, wie ein Freund den Freund. Ich bin Gottes, Gott ist mein, wer ist, der uns scheide? Amen

Ich bin dein! — sprich du darauf dein Amen.
Treufter Jesu, du bist mein! Drücke deinen süßen Jesusnamen brennend in mein Herz hinein.
Mit dir alles tun und alles lassen,
in dir leben und in dir erlassen:
das sei bis zur letzten Stund
unser Wandel, unser Bund.

S. 2.

Sonntagsgedanken.

So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst tue Bitte, Gebet, Fürbitte und Dankagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Denn solches ist gut und angenehm vor Gott, unserem Heiland. Welcher will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Denn es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus.

1. Thim. 2, 1—5.

Herr, neige deine Ohren und erhöhe mich; denn ich bin elend u. arm.
Bewahre meine Seele, denn ich bin heilig.
Hilf du, mein Gott, deinem Knechte, der sich verläßt auf dich!
Herr, sei mir gnädig; denn ich rufe täglich zu dir!
Erfreue die Seele deines Knechtes; denn nach dir, Herr, verlangt mich.
Denn du, Herr, bist gut und gnädig, von großer Güte allen, die dich anrufen.

Nimm, Herr, mein Gebet u. merke auf die Stimme meines Flehens.
Weise mir, Herr, deinen Weg, daß ich wandle in deiner Wahrheit;
Erhalte mein Herz bei dem Einen, daß ich deinen Namen fürchte.

Psalm 86, 1—6, 11.

Es ist mit Gottes Wort nicht zu scherzen, Kannst du es nicht verstehen, so ziehe den Hut vor ihm ab. Dr. M. Luther.

Du der Anfang, du das Ende
und meiner Weisheit letzter Schluß
daß ich, wohin ich mich auch wende,
Dir irgendwo begegnen muß.

Wo im lauten, wirren Weltgetriebe
eine Menschenseele nach Dir schreit,
strahlst Du hoch und herrlich als die Liebe,
als die Gnade und Barmherzigkeit!

Die Guten haben ihren Ruhm in ihrem Gewissen,
nicht im Munde der Menschen.

Du wirst nicht heiliger, wenn man dich lobt,
und nicht schlechter, wenn man dich schmäht.

Th. a. Kempis, Nachfolge Christi.

Gott ist Liebe — das ist ein gefährliches Wort.
In ihm liegt das Gericht über unsere Frömmigkeit, unser Frommsein.
Wenn wirklich Gott Liebe ist, dann sind wir in dem Augenblick Gott-loß,
wenn wir lieblos sind. Jäger.

Menschen eines unerschütterlichen Glaubens haben etwas Ueberlegenes in sich. Das Leid der Zeit wirft sie nicht.

Die Sorge der Zeit bedrückt sie nicht.

Die Versuchung der Zeit fängt sie nicht.

Ich halte, daß ein frommer Schulmeister am jüngsten Tage
werde über alle Päpste gehen. Dr. M. Luther.

Frage dich des Morgens:

Was will ich? Was soll ich? Was kann ich?

Frage dich des Abends:

Was habe ich getan? Was versäumte ich? Gofner.

Für besinnliche Leute.

Ueberfahren.

Eines Sonntags frühe ging ein alter Mann zum Gottesdienst. Es war ein frommer, fröhlicher Christ, der vor dem Tag des Herrn großen Respekt hatte. Unterwegs hieß er auf einen Mann, der mit einem schweren Karren nach der Stadt fuhr. Als dies der Greis gewahrte, stand er stille, hob wie erschrocken die Arme in die Höhe und rief mit lauter Stimme dem Rärner zu: „Halt, Ihr überfahret etwas, Ihr habt etwas überfahren!“ Erschrocken hielt der Fuhrmann seine Pferde an und blickte unter die Räder in der bangen Erwartung, unter denselben die zuckenden Glieder eines Kindes oder doch zum mindesten einen armen, zerquetschten Hund vorzufinden. Als er sich überall umgesehen und nichts bemerkt hatte, richtete er an den Mann, der in so seltsamer Weise seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, die ängstliche Frage:

„Ueber was bin ich denn gefahren, mein Herr?“

„Ueber das dritte Gebot, mein Freund; denn Ihr wißt, daß dasselbe lautet: „Du sollst den Feiertag heiligen!“

Leere Taschen, volle Herzen.

In Begleitung seines Bruders Fritz sah Johannes Claudius auf dem Jungfernsstieg in Hamburg einmal einen blinden Geigenpieler stehen, der durch sein Geigenspiel die Vorübergehenden zu einer Gabe zu rühren sich bemühte, freilich, wie die Söhne des Wandsbeker Boten bemerkten, umsonst. Rasch verständigten sich die beiden Brüder: Fritz nahm die Geige, die er meisterlich spielte, und Johannes sang mit seiner schönen Stimme dazu. Schnell hatten sich die Leute um die beiden, die in ihrer Studententracht recht schmod ausfahen, versammelt. Die nahmen ihre Hüte mit den langwallenden Straußenfedern in die Hand, traten unter die Umstehenden und hatten bald eine schöne Summe beisammen. Mit welcher Freude mögen sie dem Bettler das Geld in die Hand gedrückt haben! (Aus: „Aus vier Generationen der Familie Claudius“)

Durch will ich!

Peter Rosegger erzählte einmal von einem armen Holzhauer, dessen höchster Wunsch war, es zu einem eigenen Häuschen zu bringen. Unter unsäglicher Mühe und unter Zuhilfenahme mancher halben Mondnacht hatte er es endlich erreicht, und das Häuschen stand fertig da. Morgen wollte er es beziehen. Da zogen schwere Wolken am Himmel herauf, ein schweres Gewitter entlud sich, und der Blitz schlug ins Haus. In wenigen Stunden war es bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Mit stummem Schmerz sah der arme Mann den zerstörenden Flammen zu. Jetzt war der letzte Balken verkohlt. Da kam neues Leben in den Holzhauer. Erst trat er näher an die Brandstätte und zündete an den letzten Funken die Pfeife an. Dann griff er nach Hacke und Schaufel. „So“, sagte er, „jetzt fange ich halt von neuem wieder an. Durch will ich und muß ich. Durch!“ — Und er hat doch noch sein eigenes Häuschen bekommen.

Durch müssen wir alle, durch die Nöte und Kämpfe des Lebens. Nimm es nur ernst damit, tue redlich und tapfer deine Pflicht und Schuldigkeit, und vor allem bleibe fest in deinem Glauben, und bitte fleißig und aufrichtig deinen himmlischen Vater um

Kraft und Hilfe, und du wirst aller Enttäuschungen, Verluste, Mühsale und Leiden Herr werden.

Zwei Vergleiche, die man nicht vergißt.

Wenn man sich die Weite und Größe des Weltalls vorstellen will, so erschlägt unsere Phantasie gar rasch; für unsern Erdmaßstab sind diese Dinge zu gewaltig. Aber es gibt z. B. für die Größe der Sonne, die über $1\frac{1}{4}$ Million mal so groß ist wie unsre Erde, einen überaus anschaulichen Vergleich, der sich fest einprägt. Die Sonne ist nämlich so groß, daß sie zwischen der Erde und dem Mond nicht hindurchgehen könnte. In ihrer ausgehöhlten Kugel wäre Platz für $1\frac{1}{4}$ Million Erdkugeln. — Auf ganz andern Gebiet hat man ebenfalls einen höchst eindrucksvollen Vergleich gefunden, den man zuerst bezweifelt, der aber leider richtig ist. Hast du schon einen der jetzigen Tausendmarkscheine in der Hand gehabt? Was würdest du anfangen, wenn du ihn hättest? Nun, denke dir einmal alle Buchstaben deiner Bibel mit Tausendmarkscheinen (Buchstaben, nicht Worte) bedeckt, so erreichst du noch nicht die Summe, die das deutsche Volk jetzt jährlich für geistige Getränke ausgibt. Darf das sein? Der Alkohol zerrüttet das häusliche und bürgerliche Wohl, verleitet zu Verschwendung, zer-

streut Hab und Gut, erzeugt ein unordentliches Wesen und stürzt ganze Familien ins Elend.

Für deinen Alltag.

Zu einem Pfarrer kam eines Tages eine Frau, um sich zu entschuldigen wegen eines bösen Geredes, das sie im Dorf über ihn verbreitet hatte. Der Pfarrer war dem nachgegangen und hatte gefunden, wer die Urheberin war; nun stand sie heulend vor ihm und bat um Verzeihung. Er betrachtete sie stillschweigend. Dann sagte er freundlich: „Ich will dir wohl gern verzeihen und dir glauben, daß du es nicht so böse gemeint hast. Aber um eins möchte ich dich bitten. Nimm hier das Huhn, rupfe es und streue die Federn dort am Tor vom Garten in die Luft.“ Erstaunt gehorchte die Frau. Als sie fertig war und wieder zum Pfarrer ins Zimmer trat, sagte der alte Mann: „Und nun komme heute abend um 6 Uhr wieder hierher.“ Als sie wiederkam, führte er sie an den Eingang des Gartens: „Und nun versuche, die Federn zusammenzulesen, die du ausgestreut hast!“ Besämt bekannte die Frau nach kurzer Zeit, daß das unmöglich sei. „Siehst du, so ist es mit jedem bösen Gerede, das wir austreuen: heimholen, d. h. ungeschehen machen, können wir es nicht wieder.“

Für Väter und Mütter.

Wie ein Mann ein liebes Wort seiner Frau suchen ging.

Von Erika Kolder.

Jakob Schäfer hatte einen Hof, hatte seine Pferde, Kühe und Schweine, hatte ein freundliches Haus mit hellen Stuben; und Jakob Schäfer hatte eine blonde Frau, die er im Grunde seines Herzens sehr lieb hatte. Er arbeitete flink und war im Dorfe geachtet, er hatte im rechten Augenblick einen klugen Rat bei der Hand, er fand aber auch oft ein fröhliches, befreiendes Wort — es sah ihm der Schalk im Nacken.

Seine Therese hielt die Wirtschaft recht zusammen. Es war eine Freude zu sehen, wie ihr die Arbeit von den Händen flog; nun wenn ihr Jakob pfeifend über den Hof kam, schaute sie wohl einmal auf und ihre Augen bekamen einen warmen Glanz, denn — die Therese Schäfer hatte ihren Mann auch im Grunde ihres Herzens sehr lieb.

Der Dritte im Bunde war der kleine Hans. Das war ihr flachshaariger, helläugiger Bub.

Und so wäre alles schön gewesen, wenn nicht Jakob Schäfer manchmal das, was man so einen Dickkopf nennt, aufgesetzt und — wenn nicht auch Therese einen recht festen Willen und eine eigene Meinung gehabt hätte. Ja, und so ist es schon einmal, daß man eher ein grobes als ein feines Wort findet, und daß man sich für ein liebes Wort weit eher schämt als für ein ganzes Regiment zorniger.

Es hatte morgens Streit gegeben. Worum es ging? Es war eigentlich ein kleiner Anfang, nicht recht der Rede wert. Doch Jakob hatte krachend die Tür ins Schloß geworfen und war in den Stall gegangen.

Therese aber war in der Küche verschwunden, wo sie mit ihren Töpfen und Pfannen lauter als sonst hantierte. Sie war sehr zornig, und je länger sie vor sich hinbrummte, desto schlimmer wurde es:

Nur davon komme alles, weil sie immer nachgab... viel zu gut war sie... nein, und so durfte er sie nicht behandeln!

Nach einer Weile war sie fast selbst davon überzeugt, daß sie die unglücklichste Frau auf der ganzen Welt sei. Sie tat sich so leid, daß sie immer wieder die hervorquellenden Tränen mit dem Schürzenzipfel wegwischen mußte.

Jakob schirrte seine Pferde an und fuhr aufs Feld. Erst murkte er auch und ärgerte sich über seine störrische kleine Frau:

Viel zu sehr verwöhnen tut man sie... sie sollte einmal einen anderen Mann kennenlernen... wünschen möchte er's ihr...!

Dann aber schien die Sonne hell, die Frucht stand gut, und schließlich... schließlich vergaß Jakob Schäfer den Streit, piffte sich eins und war vergnügt.

Zu Mittag fuhr er nach Hause. Da fiel ihm wieder ein, daß er in der Frühe gewettert hatte. Als er in die Küche trat, lag's, wie man zu sagen pflegt, in der Luft. Frau Therese machte ein unzugängliches Gesicht.

Jakob dachte: „Das kann ich auch, o ja...“ und setzte eine trozige Miene auf.

Das Mittagessen verging stumm. Der kleine Hans sah dabei und machte sich seine Gedanken. Er hatte es lieber, wenn der Vater spaßte und wenn die Mutter lachte. Am Nachmittag schlich er einmal um die Mutter herum, dann stand er dem Vater im Weg und beobachtete. Weil aber keiner auf ihn sah, lief er endlich in den Grasgarten, legte sich unter den Apfelbaum, zerupfte Gräser und Blumen, fing ein Heupferdchen und spürte einer Grille nach. Rump, der kleine Hund, leistete ihm Gesellschaft.

Therese machte noch immer ihr abweisendes Gesicht und Jakob fand: „Wenn sie nicht will: gut, ich kann auch so...“ und piffte sich eines; Therese schaute nicht wie sonst auf, wenn ihr Mann pfeifend über den Hof kam, nein, sie ging in die hintere Kammer, wo sie ihn nicht hören konnte.

Beim Abendbrot war es gerade so wie beim Mittagessen. Hans sah dabei und überlegte: „Also Vater und Mutter können auch böse sein; nicht nur die Buben in der Schule... nicht nur der Hans mit dem Peter und der Biese vom Schmied... ja so...“

Später ging die Mutter mit dem Buben in die Kammer, sie richtete die Betten mit ihren vielen Polstern und dicken Tuchenten und begann sich langsam auszuziehen.

Jakob aber nahm eine Kerze und ging hinaus; man hörte seine schweren Tritte im Haus, er polterte auf dem Boden, die Kellertür knarrte.

Therese legte sich seufzend ins Bett und zog die rotweiße Tuchent hoch. — Sie horchte: „Was macht bloß Jakob?“

Längst war ihr Zorn einer sehr bedrückten Stimmung gewichen. Sie fragte zum Boden hinüber: „Hans, weißt du, was der Vater sucht?“

Nein, er wußte es nicht. Endlich hielt es Therese nicht mehr im Bett. Sie schlüpfte in die Schuhe und ging zur Tür, da kam gerade Jakob herein mit dem Rucksacklein in der Hand. Er ging an ihr vorbei, leuchtete unter die Betten, schaute hinter den Kasten, er schickte sich an, die Taschen des Rockes, der über der Stuhllehne hing, zu durchsuchen.

„Mann, was suchst du denn?“

O weh, nun hatte Therese, die diesmal bestimmt nicht hatte nachgeben wollen, doch das erste Wort gesagt!

Jakob aber kramte eifrig weiter und sagte sehr gleichmütig: „Ich suche ein liebes Wort von meiner Frau!“

Ja, so sagte er: Ich suche ein liebes Wort von meiner Frau. Da fand nun Therese nicht, wie sehr sie jetzt auch bereit war, es schnell zu finden; also legte sie ihre runden, jungen Arme um ihres Mannes Hals; nach einer Weile wagte sie aufzuschauen und blickte in die guten Schelmenaugen ihres Jakobs.

Da merkte sie plötzlich, daß sie im bloßen Hemd mitten in der Stube stand und schlüpfte schnell unter ihre rotweiße Tuchent. Jakob löschte die Kerze aus und kroch unter die seine.

Der kleine Hans, der von rechts hätte schlafen sollen, hatte unter seiner Decke hervorgelugt, und — Kinder merken immer mehr, als wir Großen ihnen zutrauen.

Von ihm wissen wir denn auch die Geschichte von dem Mann,

der auf den Boden und in den Keller das liebe Wort seiner Frau suchen ging. Freilich war er längst kein kleiner Bub mehr, als er sie recht verstand, sich daran freute und sie uns erzählte. Jakob Schäfer und seine Frau Therese, denke ich, hätten sie uns nicht verraten.

Wer in die Ehe tritt ohne den Willen „nur du“, tritt neben die Ehe. Möbelsgemeinschaft ist keine Ehe. Ehe ist Gewissensgemeinschaft. S. Dejer

Seid eins im Glück, seid eins im Leiden, in Wort und Tat, in Spruch und Schlag, was auch der Erbfeind, euch zu scheiden, verheissen oder dräuen mag. E. Geibel

Verheiratet sein ist nicht nötig; glücklich verheiratet sein ist nötig. Wer glücklich werden will, soll nicht heiraten; glücklich machen: da liegt es. Wer verstanden werden will, soll nicht heiraten; verstehen: da liegt es. S. Dejer

Kinder sind nicht nur freundliche Lichtstrahlen des

Himmels und Gottesgrüße, die unser Haus verklären; sie sind auch ernste Fragen aus der Ewigkeit und schwere Aufgaben für die Zukunft. Schleiermacher

Gott gab dem Ehegefährten die Ohren, damit er die Klagen des anderen anhört, liebevoll anhört. Liebevoll anhören. Nicht nur geduldig. Der liebt die Wahrheit nicht, der sie andern sagt. Nur der liebt die Wahrheit, der sie gegen sich verträgt. S. Dejer

Zeit haben für den Ehegefährten ist wichtiger, als Geld für ihn haben. S. Dejer

Ist auch dein Kreis unscheinbar, eng und klein, Erfülle ihn mit deinem ganzen Wesen, Bestrebe dich, ein guter Mensch zu sein, Gelingt dir dies, so bist du auserlesen. Auf Größe muß der Mensch zumeist verzichten. Die Güte aber ist der Kern der Pflichten. Homer

Für unsere Jugend.

Der Deutschen Eck- und Edelstein.

(Schluß)

Geschichtliche Erzählung zum 100jährigen Todestage des Reichsfreiherrn vom Stein (29. Juni 1931) von Wilhelm Wittgen.

Die Schlacht bei Waterloo war geschlagen; auch die Nassauer hatten die Schuld gegen das große deutsche Vaterland abgetragen und tapfer geholfen, den Unterdrücker Napoleon loszuwerden. Der wurde nun aus Europa hinausgeworfen und mußte auf der einsamen Felseninsel St. Helena sitzen, wo er Zeit genug hatte, über seine Frevel nachzudenken. — Freilich waren die Opfer groß, die gebracht werden mußten, die endliche Freiheit zu erlangen. Auf jenen der Deutschen lag ein Drittel tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde.

In allen Städten am Niederrhein sind die Verwundeten untergebracht. Zwar ist die Bevölkerung hier überall katholisch; aber es wird kein Unterschied gemacht zwischen den Verwundeten, und sie werden alle mit der gleichen Liebe gepflegt.

Schon nach wenigen Tagen hat sich eine herzliche Freundschaft unter ihnen herausgebildet. Einer fragt den andern nach Heimat und Vaterstadt. Ein Grenadier erhebt sich zum Gehen und fragt seinen Nachbarn: „Aus welcher Ecke Deutschlands stammst du denn, mein Freund?“

Der spricht: „Sage mir zuerst, wo deine Heimat ist.“ „Ich bin aus Breslau“, entgegnete dieser. Dann fährt er fort: „Nun sagst du mir vielleicht endlich auch, wo deine Wiege stand.“

Da antwortet dieser: „Ich bin aus Frücht drunten von der Bahn und heiße Heinrich Klein.“

Bei diesen Worten richtet sich ein Jüngling drüben in der Reihe auf, blickt erstaunt hinüber und ruft: „Onkel Heinrich!“ Der macht noch größere Augen und spricht: „Bürschchen, woher kennst du mich?“

Der Jüngling aber ruft: „Bei Gott, er ist's! Ich kenne dich an der Stimme.“ Und nun erzählt er ihm unter Freudentränen, daß er als Freiwilliger an dem Kampfe gegen Napoleon teilgenommen hat und bei Waterloo am Knie verwundet worden ist.

„Das Bein wird wohl steif bleiben“, meint er; „aber ich bin froh, daß ich noch lebe und das Vaterland wieder frei sein wird.“ Dann erzählt der Onkel, der einen Schuß in die Schulter bekommen hat, seine Erlebnisse in Spanien und will wissen, wie es aussieht in Frücht, der Heimat.

In ihrer Unterhaltung aber werden sie gestört durch die vielen Menschen, die gekommen sind, den Verwundeten Liebesgaben zu bringen und ihnen ein freundliches Wort zu sagen. Eben treten drei Herren ein, die durch ihre Kleidung, ihre vornehme Haltung verraten, daß sie keine alltäglichen Leute sind.

Der eine schreitet wortlos zu einem jeden der Ver-

wundeten, reicht ihm die Hand und legt einen Dukaten auf die Bettdecke. Als der zweite sich unserem jungen Freunde Adolf nähert, fragt er ihn: „Aus welcher Gegend stammst du, mein Sohn?“ „Da antwortet der Jüngling: „Aus Frücht bei Nassau.“

Nun sieht ihn der stattliche Herr überrascht an und sagt: „Da sollten wir uns ja beinahe kennen; ich bin auch aus Nassau.“ Da leuchteten die Augen des Jünglings, und purpurrot wurde sein Gesicht, als er fragte: „Sie sind dann unser gnädiger Herr?“ Dieser lächelte vor sich hin und sprach: „Du hast's erraten, mein Sohn.“ Und dann fragt er ihn nach seinem Heimatdorf. Plötzlich unterbricht er den jungen Krieger in seiner Rede und sagt: „Sind wir uns nicht schon einmal irgendwo begegnet?“

Verlegen antwortete Adolf: „Ja, im Frächter Wald, damals, als wir Buben den Kampf um die Festung Rolberg gespielt haben.“ Wiederum lächelte der Reichsfreiherr und sprach: „Setzt entsinne ich mich und bin froh, daß du nun auch im Ernst mitgekämpft hast.“

Dann fragte Stein: „Ihr hattet damals auch einen Hund bei euch, der das Wägelchen zog. Lebt der noch?“ Da erhellen sich die Züge des Jünglings, und er antwortete: „Als ich fortging in den Krieg, war er noch da; hoffentlich lebt er noch, wenn ich nach Hause komme.“

Nach einer Weile wagte er, zu fragen: „Und was macht die Dogge, die der gnädige Herr damals in Frücht bei sich hatte?“

„Die liegt in Rußlands Erde begraben“, antwortete der Reichsfreiherr; „ich habe das treue Tier bis heute betrauert.“

Dann blickte er nach den übrigen Verwundeten und unterhielt sich mit ihnen. Ehe er aber hinwegging, gab er Adolf die Hand und sprach beim Abschied: „Gott sei mit dir, mein Junge. Wenn du wieder in deiner Heimat bist, melde dich bei mir in Nassau.“

Nun kam auch der dritte Besucher heran, gab Adolf die Hand und sprach: „Den einen der Herren kennst du wohl?“

„Ja“, antwortete Adolf, „es war unser gnädiger Herr, der Reichsfreiherr von und zum Stein.“

„Und der andere?“ fragte lächelnd der Fremde. „Den kenne ich nicht“, entgegnete Adolf. Der Herr sprach mit einem Lächeln: „Dann will ich es dir sagen: es war der Dichter Goethe, der seinen Freund, den Reichsfreiherrn, in Nassau besucht hat und nun eine Rheinreise mit ihm unternimmt.“

Da erhob sich Heinrich Klein, der zugehört hatte, und rief: „Ei, wenn das wahr ist, dann seid Ihr auch nichts Schlechtes; denn Ihr gehört doch zu ihnen.“

„Ja, dann sollt ihr's wissen, wer ich bin“, lächelte der Fremde; „ich bin des Reichsfreiherrn Sekretär und heiße Urndt.“

Dann fuhr er fort: „Seht, Silber und Gold habe ich nicht; aber etwas will ich euch da lassen zum Andenken, wovon ihr viel-

leicht doch einigen Nutzen haben werdet." Dabei verteilte er ein Blatt Papier an alle Verwundete in der Stube. Als Arndt hinausgeschritten war, las Adolf sein Gedicht laut vor:

Wer ist ein Mann? Der beten kann
und Gott, dem Herrn, vertraut.
Wenn alles bricht, er zaget nicht;
dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Der glauben kann
inbrünstig, wahr und frei;
denn diese Wehr bricht nimmermehr,
sie bricht kein Mensch entzwei.

Wer ist der Mann? Wer lieben kann
von Herzen fromm und warm;
die heil'ge Glut gibt hohen Mut
und stärkt wie Stahl den Arm.

Dies ist der Mann, der sterben kann
für Freiheit, Pflicht und Recht;
dem frommen Mut deucht alles gut,
es geht ihm nimmer schlecht.

So, deutscher Mann, so, freier Mann,
mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein kann Helfer sein;
von Gott kommt Glück und Sieg.

* * *

Ruhigere Zeiten waren dann endlich für Europa, für Deutschland gekommen, Zeiten, in denen der Bauer wieder ungestört seine Furchen ziehen und im Vertrauen auf Gottes Güte seinen Samen ausstreuen konnte ins Land. Der Handwerker ging wieder seinem Gewerbe nach und freute sich eines bescheidenen Wohlstandes.

Reichsfreiherr vom Stein hatte seinen Abschied genommen als preussischer Minister und verbrachte den Rest seines Lebens abwechselnd auf seinem Gute Rappenberg in Westfalen und in seinem Stammschlosse in Nassau. Ueberall aber war er bestrebt, dem kleinen Manne zu helfen, die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu heilen. Noch 16 Jahre waren ihm vergönnt, zum Wohle der Menschheit zu arbeiten. Da wurde auch er abgerufen zum Frieden einer besseren Welt. Am 29. Juli 1831 schloß er die Augen für immer. Unzählig waren die Leidtragenden, die seinem Sarge folgten. In der Gruft zu Trücht wurde er beigesetzt.

Als sich endlich die Menge der Leidtragenden verlaufen, sehen wir noch eine kleine Gruppe in stummer Andacht vor dem Eingang verharren. Der Mann trägt Försterkleider und hinkt auf einem Fuße. Die Frau hängt zuseht an zu reden, und sagt: „Adolf, wie unendlich viel haben wir dem gnädigen Herrn zu danken. Ohne ihn hätten wir nicht unser Brot.“

Ihr Mann aber, in dem meine lieben Bester wohl schon unferen jungen Freund Adolf Bäcker vermutet haben, sprach: „Das danke ich ihm, so lange ich lebe. Darüber hinaus hat er aber vielen Leuten Gutes getan, hier in seinem kleinen Besitz. Draußen in Deutschland, in Europa dankt man es ihm, daß er den Wüterich Napoleon unschädlich gemacht hat, und in Preußen wird das Volk nie vergessen, daß es nun frei und ledig ist, untertänig seinem Gott und König, aber Herr auf eigener Scholle.“ — Dann fuhr der Mann nach einer Weile fort: „Ich bin doch froh, daß ich bei meiner Begegnung mit dem gnädigen Herrn in Köln auch die Dichter Goethe und Ernst Moritz Arndt kennengelernt habe.“

„Ja,“ unterbrach ihn jetzt die Frau, „ich habe drum auch für dich sein Büchlein „Hermann und Dorothea“ aus der Buchhandlung von Koblenz mitgebracht.“

„Und ich führe die Gedichte von Ernst Moritz Arndt immer bei mir,“ ergänzte der Mann. „Höre einmal das Lied, es klingt, als hätte es Arndt gerade auf den Tod des gnädigen Herrn gemacht:

Auf, laßt uns fröhlich singen
ein Lied von Tod und Grab!
Gar herrlich soll es klingen
ins letzte Bett hinab.

Des Friedhofs stiller Hügel,
kein Leben deckt er zu;
der Geist schwingt frohe Flügel
und fliegt dem Himmel zu.

Drum woll'n wir fröhlich singen
ein Lied von Tod und Grab;
ein Himmelslied soll klingen
ins Erdenbett hinab.

Die Seele hat gewonnen
das ewige Morgenrot
und schaut aus heitern Wonnen
hinab auf Grab und Tod.

Voller Aufmerksamkeit hatten auch die beiden Kinder zugehört. Nun aber zupfte der kleine Karl den Vater am Rocke und sprach: „Wir wollten doch noch einen Waldstrauch pflücken für den gnädigen Herrn; ich weiß einen Platz, wo viele Weidenröschen stehen.“

„Du hast recht, mein Junge“, gab der Vater zur Antwort und ergriff den Sohn bei der Hand, während sich das kleine Gretchen an die Mutter schmiegte. So gingen sie miteinander. Da kamen sie auch an die Stelle, wo die Früchter Jugend vor 24 Jahren die Festung Kolberg gebaut. Sie selbst war ja zwar nie fertig geworden, auch war heute jede Spur verschwunden. Die Kinder aber kannten die Stelle aus der Beschreibung.

„Du warst doch das kleine Mädchen, Mutter, das die Markteinderin spielte und die Nora führte?“ fragte der Junge. Und schon pflückte Gretchen Gänseblümchen und Grasblättchen zum niedlichen Strauße.

„Den bekommt aber nicht der gnädige Herr, sondern im Garten Nora aufs Grab,“ versicherte treuherzig die Kleine. Dann ergriff der Junge das Wort und sprach: „Vater, wann ziehe ich denn gegen die Franzosen in den Krieg?“

Mit ernster Miene sah ihn der Förster an und antwortete: „Wollte Gott, es gäbe nie mehr Krieg. Wenn alle Menschen die Mahnung des Heilandes befolgten: „Kindlein, liebet euch untereinander!“ dann wäre gewiß ewiger Friede. So lange aber Haß und Neid in den Herzen wohnen, wird auch Krieg nicht zu vermeiden sein. Wir aber wollen beten, daß einmal die Zeit kommt, in der jedermann bereit ist, seinen Nächsten zu lieben als sich selbst. Die Erde ist groß genug, um alle Menschen zu beherbergen und zu ernähren: um dessentwillen brauchte nimmer Krieg zu sein.“ Unter diesen Gesprächen schritten sie alle noch weiter zum Walde hinein.

* * *

Fast hundert Jahre sind seitdem vergangen, da stand, der dies schreibt, an „Steins Gruft“ in Trücht. Seit der Zeit schlummern darin die Gebeine des edlen Mannes, während seine Seele eingegangen ist zum Frieden einer besseren Welt. Wieder ist inzwischen ein Krieg über ganz Europa, über die ganze Welt dahingegangen und hat Millionen ins Grab getrieben. Wird's nun endlich Friede werden, von dem so viele träumen? Werden endlich die Menschen alle, aber auch alle, tun, was der Meister verlangt, daß wir nachfolgen seinen Fußstapfen? Ja, dann, aber nur dann wird Völkerverständigung kommen. Einstweilen aber wandern wir noch in der Welt des Unvollkommenen, in der einer steht wider den andern, in der die Mächte der Finsternis frech das Haupt erheben.

In solche Gedanken bin ich versunken, da werde ich aufgeweckt durch eine Gruppe Früchter Mädchen, die, von der Feldarbeit kommend, singen. Ich lausche ihnen zu und vernehme die Strophe:

„So in deinem Streben
bist, mein Herz, auch du.

Gott nur kann dir geben wahre Abendruh.“

Zugleich erklang die Nachglocke vom nahen Dorfe zu mir und mahnte zum Gebet. Die Kreuze auf dem nahen Friedhof leuchteten herüber. Da kam mir ein Lied von Ernst Moritz Arndt in den Sinn, und ich sang es leise vor mich hin:

„Weint nicht, mein Erlöser lebt!
Hoch vom finstern Erdenstaube
hell empor die Hoffnung schwebt,
und der Himmelsheld, der Glaube,
und die ewige Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht!“

Dann ging ich zufrieden meinen Weg.

Deutschlands Not — und wir?

Eine Mutter schreibt:

Aus dem Leserkreis wird uns nachfolgender Brief einer Gattin und Mutter an den „Rhein. Anzeiger“ zugesandt. Er folge hier im Anschluß an das Vorstehende nicht nur als ergreifender Ausdruck der erschütternden Volks- und Familiennot dieser Tage, sondern als ebenso beschämendes wie erhebendes Zeugnis der feilschen Kräfte, die sie — auch — erschleht.

An den eiligen Schritten meines Mannes auf der Treppe höre ich es schon, daß ihm etwas Außergewöhnliches widerfahren ist. Schnell reibe ich mir die Backen etwas rot und mache ein freundliches Gesicht. „Ich muß mich vorstellen,“ sagt mein Mann

hastig. Trotzdem er sich während seiner nun dreijährigen Arbeitslosigkeit schon Dutzende Male ohne Erfolg vorgestellt hat, klingt Hoffnungsfreude aus seinen Worten. Ich werde von seiner guten Stimmung angesteckt, und beeile mich, ihm zu helfen. Sauber ausgebürstet und im Schmucke eines frischen Kragens macht er sich auf den Weg. Auf der Treppe winke ich ihm nach. Aber ein dumpfes Angstgefühl in mir vermag ich kaum zu überwinden. Ich fürchte eine neue Enttäuschung, die in Gestalt einer Absage meinen Mann treffen könnte. Er ist mehrmals im Felde verwundet worden und verfügt nicht über die stärksten Nerven.

Es ist fast elf Uhr, und ich weiß nicht, was ich heute mittag auf den Tisch stellen soll. Morgen erst erhält mein Mann seine wöchentliche Unterstützung, und vierundzwanzig Stunden sind eine lange Zeit. Momentlich für Menschen, die nichts zu essen haben. Ich überlege, was ich meinen beiden Kindern als Mittagssnack gebe. Für das Jüngste habe ich Milch und etwas Reis. Ich werde einen Brei machen, vielleicht werden beide Kinder davon satt. Mein Mann und ich werden wohl bis morgen warten müssen. Aber das ist weiter nicht so schlimm, wir sind schon etwas ans Hungern gewöhnt.

Für die Kinder ist es eine große, unerträgliche Grausamkeit, schon so früh vom Leben enterbt zu werden, und es erfordert eine übermenschenliche Energie, sie nicht an den rohen Brutalitäten, die das tägliche Leben begleiten, teilnehmen zu lassen. Meinen Kindern gegenüber zeige ich stets ein freundliches Gesicht, sie brauchen es vorläufig nicht zu wissen, daß wir hungern. Aber Kinder sind scharfe Beobachter.

Die Höhe der Unterstützung, die mein Mann für seine vierköpfige Familie erhält, beträgt etwa 84 RM monatlich. Das ist nicht überwältigend, und ich zerbreche mir immer den Kopf, wie ich die monatliche Wohnungsmiete von 20 RM von dieser Summe bestreiten soll. Mir ist es ein Rätsel, was sich die Gesetzgeber gedacht haben, als sie die Unterstützungssätze ausnubelten. Entweder bezahlen sie selbst keine Miete, oder sie handeln in dem guten Glauben, daß die erwerbslosen Väter mit ihren Familien auf den Bäumen nisten.

Gegen Mittag kommt mein Mann heim. Ich fange ihn draußen an der Treppe ab. In seinem Gesicht lese ich schon das Resultat. „Ich bin zu alt“, sagt er in einem unfähig bitteren Ton, der mir ins Herz schneidet. Der ewige Kampf mit dem Leben macht meinen Mann allmählich stumpf und müde. Er leidet furchtbar darunter, weil er mich und die Kinder leiden sieht, ohne uns helfen zu können. — Das ist ja die Tragik unserer Zeit. Die Männer über vierzig sind zu alt. Sie gelten als verbraucht, und man wirft sie zum alten Eisen.

Es glückt meinem Manne nicht immer, seiner seelischen Zerschlagenheit völlig Herr zu werden. In solchen Augenblicken bedauert er es, daß er nicht draußen bei seinen Kameraden in irgendeinem Kaffeehaus liegt. Ich fange an, es ihm nachzufühlen.

Abends bringe ich meine Kinder zu Bett und spreche mit ihnen das gewohnte Nachtgebet. Sie knien, wie immer, mit gefalteten Händchen im Bett und sprechen mir gehorsam nach. Bei der Stelle „unser täglich Brot gib uns heute“ fühle ich, wie mir die Tränen emporsteigen. Ich weiß, daß die Kinder heute nicht satt geworden sind. Ich weiß, daß ihnen ihr tägliches Brot zu karg zugemessen wird, und kann nicht umhin, die Barmherzigkeit der Menschen zu bezweifeln. Ich kann es verstehen, daß die unausbleiblichen Folgen der deutschen Armut irgendwem aufgebürdet werden müssen. Aber, daß gerade die unschuldigen Kinder das maßlose Leid tragen sollen, empfinde ich als eine Grausamkeit.

Seltenerweise bringe ich in letzter Zeit nicht mehr die Kraft auf, mit voller Andacht meinen Kindern das Gebet vorzusagen. Und doch habe ich stets geglaubt, daß nur Bedrängte und Verzweifelte ehrlich und echt zu ihrem Herrgott zu beten vermöchten, um Rat und Hilfe zu erbitten. Ich glaube daran aber nicht mehr, ich glaube vielmehr, daß ein Satter viel andächtiger und geruhiger beten kann als ein Hungeriger, der seine in alle Winde zerflatternden Gedanken erst sammeln muß und dadurch unweigerlich den Faden verliert. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ich mich hierin irre, vielleicht fehlt mir auch der Mut, um mich etwas mehr zusammenzureißen, aber der stete Kampf mit dem Hunger untergräbt nicht allein meinen Körper, nein, — er zermürbt auch meinen Glauben.

Seit kurzem bekomme ich des öfteren leichte Schwindelanfälle, die mit einem dumpfen Rauschzustand verbunden sind. Dann meine ich zu schweben, und ich sehe nur noch wie durch einen trüben Schleier, wobei fast jedes Denken ausgeschaltet ist. Mein Mann sagt, das seien die untrüglichen Anzeichen beginnender Unterernährung, und bittet mich inständig, doch morgens eine Tasse Milch zu trinken. Ich verspreche es, um ihn zu beruhigen. Was sich so

ein Mann nur denkt! — Ich kann doch meinen Kindern nicht das bißchen Milch wegtrinken. Die Kinder müssen doch leben, die haben ja das ganze Leben noch vor sich, und ich habe mein Leben schon hinter mir — mit dreißig Jahren.

Manchmal versuche ich es, mich mit dem Gedanken zu trösten, daß ich nicht die einzige Frau in Deutschland bin, die ähnliches oder vielleicht noch größeres Leid zu tragen hat, als ich. Millionen meiner Mitgeschwestern befinden sich in ähnlichen oder noch schlimmeren Verhältnissen. Aber läßt sich dieses Elend überhaupt gemeinsam tragen? Lassen sich die alltäglichen Sorgen im Haushalt des einzelnen einer Allgemeinheit unterordnen? Ich glaube es nicht. — Wohl kann ich mir denken, daß ein Volksunglück, beispielsweise ein Krieg oder eine Hungersnot, vom ganzen Volke gemeinsam getragen werden kann. Aber das ungeheure Elend der gegenwärtigen Erwerbslosigkeit, das Millionen deutscher Familien, aber nur einen Teil des Volkes heimsucht, muß auch von jeder betroffenen Familie bis auf die Reize ausgekostet werden. Ich glaube überhaupt nicht, daß die Möglichkeit besteht, sich an dem gleichen Leid eines seiner Mitmenschen zu trösten:

„Und wem es just passieret,

Dem bricht das Herz entzwei —“

sagt Heinrich Heine, und ich gebe ihm aus vollem Herzen recht.

Es sind die kleinen alltäglichen Widerstände des Lebens, die sich zu einer einzigen, riesigen Sorge zusammenballen und den Haushalt eines jeden Erwerbslosen zu erdrücken drohen.

Ich bin tapfer und versuche, mich standhaft gegen alle Widerwärtigkeiten zu stemmen, aber das Leben der Not duldet keine Widerstände, es trampelt alles erbarmungslos nieder, unter Benutzung seiner schärfsten Waffe, der Riesen Zeit. — Eine zeitlich begrenzte Not läßt sich ertragen, weil sie der Hoffnung freien Ausblick gewährt, aber eine zeitlich unbegrenzte Not, wie sie bei den meisten Familien der älteren Erwerbslosen herrscht, ist ein Granitblock, an dem einmal der stärkste Lebenswille zerschellen muß.

In einsamen Stunden grübele ich oftmals darüber nach, was aus meinen Kindern wird, die sich in einer solchen Zeit heranbilden, die so reich an Entbehrungen, Mühen und Verzweiflungen ist. Ich schäme mich dann fast meiner so unsagbar glücklich verlaufenen Jugendzeit. Noch sehe ich mich mit meinen Spielgefährtinnen im Garten meines elterlichen Hauses umhertollen, von Sorgen unbeschwert und glücklich. Meine Eltern waren begütet, und meine gute Mutter, die einem alten adeligen Hause entstammte, ließ mir und meinen Geschwistern die sorgsamste Erziehung angedeihen. Wie gerne ließ ich meine eigenen Kinder, die dort ruhig und zufrieden schlafend vor mir im Bettchen liegen, teilhaben an dem Glücke meiner goldenen Jugendzeit. Wer weiß, vielleicht erleben sie das alles im Traum, was ihnen die grausame heutige Zeit versagt. Ich schlucke die aufsteigenden Tränen tapfer hinunter. Drüben im Zimmer sitzt einer, der es nicht zu sehen braucht, daß ich bläuelen weine. Er trägt die wenigste Schuld und leidet am meisten. Er trägt keine Schuld daran, daß er zur Unfähigkeit verurteilt ist und mit gebundenen Händen blutenden Herzens zusehen muß, wie seine Familie langsam und stetig abgleitet in eine ungewisse Tiefe, aus der wieder emporzusteigen einer noch ungewisseren Zukunft überlassen werden muß. —

Es ist schon dunkel, als ich in den Raum trete, der uns als Küche und Wohnzimmer dient. Die heutige Enttäuschung muß meinem Manne sehr nahegegangen sein. Er sitzt am Tisch und ist unnatürlich bleich. Die Hände hat er unter das Kinn gefaltet und starrt unverwandt ins Leere. Ich möchte ihm gerne etwas zu essen geben, aber ich habe keinen Bissen mehr im Hause. Morgen gibt es erst die Unterstützung, — morgen, — ja morgen. Ich höre meinen Mann sprechen, ganz deutlich sprechen. Ich verstehe jedes Wort, aber es klingt so fern, so ungeheuer fern: „Es ist wohl das Beste für uns alle, — wir machen Schluss! Der Satz steht im Raum, groß und schwer. Es ist mäusehinstill. — Ich möchte etwas antworten, aber ich kann es nicht, ich bin so müde. — Schlussmachen! — Schlussmachen! — —

Ich spüre ein schwaches Herzklopfen zwischen bedingungsloser Zustimmung und fluchtbarer Angst. — Im nächsten Augenblick hänge ich meinem Manne am Halse und weine, — weine hemmungslos. Er läßt mich gewähren, drückt mich an sich und — lächelt. Es ist ein verlegenes, hilfloses Lächeln. Aber er lächelt und schüttelt wortlos den Kopf. So schweigen wir beide und denken an unsere Kinder, die drüben im Zimmer friedlich dem Morgen entgegenschlummern.

Ich liege noch lange wach und begreife das Geschehene nicht. Vielleicht werde ich es nie begreifen. Aber eines ist mir in der vergangenen, furchtbaren Stunde klar geworden: ich habe Pflichten, die ich erfüllen muß, und diese Pflichten sind es, die mir das Recht verweigern, mein Leben fortzuwerfen. So muß ich den

schweren Kampf um das Dasein weiterführen, gleichgültig, ob ich Siegerin bleibe oder unterliege. Ich stehe ja nicht allein in diesem Kampfe. Meine Kinder lieben mich, mein Mann liebt mich, vielleicht hat auch das Leben — ein Erbarmen! — (Unterschrift).

An die leeren Kirchenbänke.

Unter dieser Ueberschrift hat ein Pfarrer aus Ostfriesland eine Ansprache niedergeschrieben, die jedem, ob alt oder jung, etwas Ernstes zu sagen hat. Also hört:

Schon längst wollte ich auch mal an euch, ihr leeren Kirchenbänke, eine Predigt halten. Ihr seid ja doch meine getreuesten und regelmässigsten Zuhörer. Einen passenden Text konnte ich allerdings nicht finden. Ich dachte an Offenbarung Joh. 3, 15: „Ich weiß deine Werke, daß du weder warm noch kalt bist.“ Ich sehe aber von einem Texte ab und will nur sagen, daß meine Predigt zwei Teile haben soll. Im ersten will ich euch loben, im zweiten kann ich aber auch nicht umhin, euch einen wohlverdienten Tadel auszusprechen.

Ja, zuerst will ich euch ein Lob spenden, wie ich es nicht allen Kirchenbesuchern spenden kann, und zwar weil ihr immer in den Gottesdiensten anwesend seid. Das Wetter mag noch so heiß oder kalt sein, ihr seid da. Ihr seid auch keine Barometergrößen, die nur in die Kirche gehen, wenn sie in Stimmung sind. Ihr macht nicht jeden Sonntag einen Ausflug, treibt euch nicht im Stall oder in der Werkstatt oder auf dem Büro umher und holt kein Grünfutter, wenn die Glocken rufen.

Zum andern muß ich euch loben, weil ihr so hübsch ruhig und still in der Kirche seid. Ihr schwätzt nicht miteinander vor der Predigt, wie man das so gern tut; ihr schwätzt noch viel weniger während der Predigt. Ihr seht auch nicht aufmerksam zu, wie die Leute sich setzen und was für einen Hut sie tragen. Ihr schlaft auch nicht während des Gottesdienstes. Ihr seht nicht immer auf die Uhr und macht keine abfälligen Bemerkungen über die Predigt. Ihr kommt nicht in die Gottesdienste, um eure schönen Kleider zu zeigen. Ihr seid auch manchmal eine stumme und doch laut redende Dummheit über die Predigt. Ihr gebt den Pfarrern eine Bescheinigung darüber, daß sie nicht Zeitungsartikel oder schöngeistige Abhandlungen vortragen, sondern das Evangelium predigen und nicht Zuckerwasser bieten, sondern kräftige Arznei. So habe ich manches an euch zu loben und anzuerkennen, ihr leeren Kirchenbänke.

Aber ich habe auch über euch zu klagen, bitter zu klagen. Ich muß sogar sagen, daß ihr mir von ganzem Herzen zuwider seid. Und zwar zum ersten deswegen, weil ihr gar keinen Nutzen und Segen von meiner Predigt habt. Ihr hört die Predigt nicht, ihr versteht sie nicht. Ihr bleibt stets, wie ihr seid. Und das erinnert mich leider auch wieder an so viele Kirchbesucher, die auch die Predigt nicht recht hören und sie nicht verstehen. Sie bleiben auch stets, wie sie waren und gewinnen kein Leben aus Gott. Das ist schmerzlich. Ihr betet auch nicht für den Prediger. Darum ist keine lebendige Gemeinschaft zwischen ihm und euch, und darum nützt euch auch seine Arbeit nichts. Ihr bringt auch keine Opfer, weder einen Zehner noch eine Mark. Ihr seid hart. Da muß ich wieder an so manche Gemeindeglieder denken, die auch hart bleiben und keine Opfer bringen, wenigstens keine wirklichen Opfer für den, der so viel um unsrerwillen geopfert hat, und für die Förderung seines Reiches. Ja, ihr helft noch mit, sie davon abzuhalten.

Ihr leeren Kirchenbänke, ihr seid auch eine Gefahr und Versuchung für den Prediger. Ihr wirkt lähmend auf seinen Eifer. Mag er die Kraft von oben erleht und an seiner Predigt noch so viel gearbeitet haben, bei eurem hohlen, starren Anblick wird sein Eifer leicht zu Eis. Es ist zwar einmal der württembergische Reformator Brenz voll Bewunderung gefragt worden, warum er denn so ausgezeichnete und offenbar sehr gut vorbereitete Predigten halte, auch wenn nur ein paar alte Spitalweiblein seine Zuhörer seien. Darauf sagte er, der Brunnen spende sein gutes, klares Wasser, ob viele oder wenige daraus schöpfen. Aber es sind nicht alle Prediger wie dieser Brenz. „Gar mancher wird sich bei eurem Anblick sagen: „Warum soll ich mir denn für eine solche Zuhörerschaft so viele Mühe geben?“ Ja, ihr leeren Kirchenbänke, ihr seid Versuchung für den Prediger, und darum hasse ich euch.

Ihr seid aber auch eine Gefahr für die wenigen Getreuen, die den Gottesdiensten beizuhören. Ihr entmutigt sie und kühlt auch ihren Eifer ab. Manche fangen an, sich zu schämen, daß sie noch allein den Weg zum Gotteshaus einschlagen. Andere meinen, die Predigt taue doch wohl nicht viel; sie sei nicht interessant oder vielleicht zu scharf. Der Weg des Wortes Gottes zu ihrem Herzen wird verbaut. Schließlich geraten sie noch in Zwei-

fel, ob nicht die Sache Gottes doch im Aussterben sei. O, ihr leeren Kirchenbänke, ihr wißt gar nicht, wieviel Wasser ihr auf die Mühle des Unglaubens liefert. Ihr schreit es in die Welt hinaus, die Religion sei überflüssig. Die Welt weiß, daß es so viele leere Bänke gibt, und der Unglaube und der Satan weiß es auch, und sie triumphieren: „Die Gemeinde Christi ist tot, ihre Sache ist verloren.“ Ja, ihr leeren Kirchenbänke, ihr tragt — ich weiß, was ich sage — ein gut Teil Schuld daran, daß es unserem lieben deutschen Vaterlande gegenwärtig so schlecht geht. Wie kann ich euch lieben? Ich wünsche nichts sehnlicher und bete um nichts ernstlicher, als daß ihr verschwindet, das heißt euch mit heilsbegierigen Menschenseelen füllen möchtet. Sollte aber mein heißes Sehnen nicht erfüllt werden, so hoffe ich doch, eines Tages in dem Königreich meines Gottes zu sitzen mit der Gemeinde der Erstgeborenen. Dort werde ich selig sein, auch deswegen, weil es dann keine leeren Kirchenbänke mehr gibt.

Ein Norweger als Gast im Haus Doorn.

Tryggve Gran, der bekannte norwegische Polarflieger, erzählt in Tidens Tegn von seinem Besuch bei Kaiser Wilhelm im März dieses Jahres.

„Ich war in Doorn. Nicht etwa als sensationstüftler Journalist, sondern als freundlich geladener Gast. Und das kam so: Bei dem großen Stahelhelm-Treffen in Koblenz im vergangenen Herbst begegnete ich dem deutschen Kronprinzen Wilhelm, und bald kam die Rede auf Norwegen und die Polarforschung, wobei der Kronprinz sagte: Wenn Sie es möglich machen können, dann reisen Sie doch nach Doorn und grüßen Sie meinen Vater. Sie kennen ihn ja von früher her. Er liebt Norwegen und würde sich freuen, alte Erinnerungen wieder aufzufrischen zu können. Außerdem interessiert er sich sehr für die Südpolarregion. Worauf ich entgegnete: Wenn dem so ist, dann werde ich selbstverständlich meinen Besuch in Doorn abtun, denn ich wollte schon immer gern dem Kaiser persönlich für seine Unterstützung danken, die er mir anlässlich meines Fluges über die Nordsee im Jahre 1914 durch Konsul Mohr zuteil werden ließ. Zwei Wochen später erhielt ich die Einladung.

Von Zeit zu Zeit brachte die Weltpresse wunderliche Berichte aus dem idyllischen holländischen Landstädtchen, welches sich der einstmalig so mächtige Monarch als Ruhestitz ausgewählt hat. Doorn, den kaiserlichen Besitz, mußte man sich danach wie eine Art mittelalterlicher Burg vorstellen, in welcher alles Trauliche verbannt war, und ein schrankenloser Militarismus seine Orgien feierte. Die Menschen der kaiserlichen Umgebung waren Maschinen.

Aber schon bei der Einfahrt konnte ich bemerken, daß das böswillige Erfindungen sein mußten. Wir gelangten durch einen schmalen Seitenweg an einen großen Park und befanden uns plötzlich einem langgestreckten Hause gegenüber, in dessen Mitte sich ein weiter Torweg befindet. Man hatte mir erzählt, daß diese Durchfahrt eine Art von Brandenburger Tor darstelle, ausschließlich für die kaiserliche Familie reserviert. Jeder gewöhnliche Sterbliche würde von den Wachen unbarmherzig fortgejagt. Mein Erstaunen war daher groß, als ich einige Arbeiter und vergnügt umher radelnde Kinder in dem Torweg bemerkte. Er war also nicht absolut exklusiv! Einen Augenblick später stoppte unser Auto vor der inneren Front des Hauses und ich befand mich in einem Park von imponierender Schönheit. Durch herrliche, alte Buchen schimmerte ein großes zweistöckiges Gebäude altmodischen Stils, in dessen Fenstern sich die Sonne goldenen Märchenschloß anmutend. Ich wurde aber meinen Betrachtungen schnell entzogen, denn hinter dem mich empfangenden Diener stand ein Herr in Zivil, welcher mich zwanglos und herzlich willkommen hieß, der Hofmarschall Oberst v. Giese. Er führte mich sogleich in mein Quartier, drei Zimmer, welche in einem Flügel des Torgebäudes gelegen waren. Ihre Einrichtung war geschmackvoll, an den Wänden hingen unzählige Bilder, historische Szenen darstellend. Der Chef der Hofhaltung, Graf Schwerin, welcher mir kurz darauf mit dem Grafen Hamilton, einem gebürtigen Schweden, einen Besuch abstattete, meinte, der Kaiser wolle sich gern mit schönen Erinnerungen umgeben. So würde ich auch in Haus Doorn

viele herrliche Bilder von norwegischen Fjorden und Bergen vorfinden.

Als ich in Doorn angekommen war, zeigte die Uhr auf Mittag, und eine Stunde später traf ich mit dem 73jährigen, aber noch elastischen Monarchen zusammen. Diese für mich unvergeßliche Begegnung fand in einem kleinen Zimmerchen statt, das mit Erinnerungsstücken an Kaiser Friedrich angefüllt war. Gleich nach dem ersten Händedruck wurden wir allein gelassen und der Kaiser erkundigte sich angelegentlich nach den sanitären Verhältnissen in Norwegen, welche im Jahre 1914 noch sehr primitiv waren. Auch wollte er wissen, ob das Fridtjof-Denkmal (welches er bekanntlich geschenkt hat), schon Anzeichen von Patina aufwies. Leider mußte ich meine Unwissenheit bekennen, versprach aber, im Sommer nach Balholm reisen zu wollen. Da fuhr sich der Kaiser mit der rechten über sein schneeweißes, immer noch dichtes Haar: Balholm! Welch' bezaubernde Stätte! Ich möchte sie wohl noch einmal in meinem Leben wiedersehen können! Welche Natur und Harmonie von wildromantischer Art. Herrliche Erinnerungen knüpfen sich für mich daran. Eine Gesprächspause trat ein und des Kaisers Blick schweifte durch die Fenster nach draußen, zu den von der abendlichen Wintersonne rötlich angehauchten Bäumen. In seinen Augen lag eine Welt voll wehmütiger Gedanken, und mich ergriff ein wunderbares Gefühl. So, mit diesen umherirrenden Augen hatte ich mir immer Napoleon auf St. Helena vorgestellt, und nun war das, was ich sah, nicht Phantasie, sondern Wirklichkeit. Ich erlebte Geschichte. Nach einiger Zeit unterbrach ich diese tragische Pause mit einer Frage. Ist es wohl Wahrheit, daß Cw. Majestät im Juli 1914 bei der Abreise von Bergen zu Konsul Mohr sagten: wir müssen mit Vollbampf fort, denn meine Anwesenheit in Berlin ist zur Zeit dringend notwendig, um Deutschland dem Krieg fernzuhalten. Der Kaiser blickte mich ernst und ruhig an. Ob ich genau diese Worte gebrauchte, weiß ich nicht mehr. Aber ich weiß, daß ich meinem guten verstorbenen Freunde Mohr gegenüber äußerte, alles daran setzen zu wollen, um den Frieden zu erhalten. Leider war meine Macht nicht so groß, daß ein Veto den Krieg verhindern konnte. Er kam wie eine Lawine.

Es wird erzählt, fuhr ich fort, daß Cw. Majestät bei einem englischen Flottenbesuch in Kiel zu Admiral Lord Beresford gesagt hätten, erst im Jahre 1930 wäre die deutsche Flotte der englischen einigermaßen gewachsen. Ich erinnere mich Lord Beresfords, antwortete der Kaiser, er war ein glänzender Vertreter des englischen Seeoffiziers.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und Kaiserin Hermine trat in Begleitung ihrer beiden Töchter Carmo und Henriette ein. Ich wurde vorgestellt, und dann ging es zu Tisch. Außer dem Kaiserpaar, den Kindern und mir nahmen an dem Lunch teil der Hofmarschall v. Giese, Graf Hamilton, ein Arzt Dr. Hübener, Baroness v. Lüttich und mein Doornener Führer, Dr. Mohr. Die Unterhaltung war zwanglos und von Belegenheitspausen war nichts zu spüren. Man redete, lachte und sprach den Gerichten tüchtig zu. Der Kaiser befand sich in guter Stimmung und entwickelte einen gesunden Appetit, denn er hatte den Vormittag damit zugebracht, auf dem benachbarten Gute des Grafen Bentinck im Walde zu arbeiten. Zu seiner Rechten saß die kleine, zwölfjährige Prinzessin Henriette, und es war rührend zu beobachten, wie der weißhaarige Monarch mit dem lebensfrischen Kinde umging. Sobald das Gespräch der Erwachsenen einmal aufhörte, wandte sich der Kaiser zu ihr hin, und der Erfolg war dann ein klingendes Kinderlachen. Nach beendetem Frühstück führte der Kaiser seine Gemahlin in das kleine Zimmer, in welchem ich zuerst mit ihm zusammengetroffen war; alle Tischgäste folgten. Beim Kaffee wurde die Unterhaltung, an der sich die Kaiserin Hermine oft beteiligte, wieder sehr lebhaft. Sie ist, darüber wurde ich mir bald klar, eine ebenso kluge wie kenntnisreiche Frau. Man wirft ihr oft Ehrgeiz vor, und behauptet, sie strebe wieder die deutsche Monarchie an. Schon möglich, aber wenn sie es tut, dann tut sie es auf eine Art, die alle rechtlich denkenden Menschen für einnehmen muß, indem sie gerade und ehrlich ihren

Am Nachmittag war ich frei und benutzte die Gelegenheit, mich überall umzusehen. Der Wohnsitz des Kaisers erinnert sehr an englische Besitztümer. Der Park mit seinen vielen darin verstreuten idyllischen Häusern, in denen Funktionäre und Bedienstete wohnen, ist muster-gültig gepflegt. Haus Doorn selbst ist ein massives, zweistöckiges Gebäude, mit dichtem Efeu bewachsen. Eigentlich ist es für seinen heutigen Gebrauch nicht groß genug, aber der Kaiser meinte einmal: wenn man erst 73 Jahre zählt, läßt man sich nicht mehr auf Vergrößerungsbauten ein.

Solche Äußerung könnte wohl zu der Annahme führen, der Kaiser fühlte sich trotz seiner Frische manchmal müde, aber durch Dr. Hübener wurde ich eines Besseren belehrt. Er ist, meinte dieser zu mir, ein Phänomen, in körperlicher und geistiger Beziehung. Vor einiger Zeit besuchte uns hier in Doorn ein amerikanischer Delegierter, welcher die sogenannte Kriegsschuldfrage prüfen sollte und zusammen mit dem Kaiser Berge von Dokumenten durchsah. Der interessierte Monarch gönnte sich weder Rast noch Ruhe, und nach drei Tagen war die Arbeit beendet. Da brach der Amerikaner in die Worte aus: Die Intensität und Arbeitskraft des Kaisers sind unmenschlich. Noch einen Tag und ich hätte schlapp gemacht. Er ist ein Wunder.

Abends war großes Diner. Verschiedene holländische Offiziere und Wissenschaftler waren mit ihren Damen geladen. Alles war im Gesellschaftsanzug und der fürstliche Wirt trug Hugenuniform. Steif und feierlich, wird man annehmen. Aber das Gegenteil war der Fall. Die Stimmung war wieder sehr angeregt und behaglich. Kaiser und Kaiserin waren liebenswürdige Wirte. Um das Wort eines anwesenden holländischen Professors zu gebrauchen: Haus Doorn bildete an diesem Abend ein praktisches Beispiel, das Leben von seiner freundlichen Seite zu betrachten. Nach dem Essen hielt ich meinen Vortrag (über Südpolarforschungen), wobei die gesamte Dienerschaft anwesend war, und nach diesem wurde ein Norwegenfilm, begleitet von griechischer Musik, vorgeführt. Der Kaiser schien ganz hingekissen von den schönen Bildern. Das Hauptcharakteristikum von Westnorwegen, sagte er, sind die vielen Wasserfälle und schäumenden Becken. Oft sagte ich zu dem Kommandanten der Hohenzollern, er solle doch näher an Land fahren, damit der Wasserdampf über das Deck fliege. — Die Gäste waren längst fortgegangen und das Kaiserpaar hatte sich zurückgezogen, als ich noch mit Oberst v. Giese und Graf Hamilton vor dem Kaminfeuer im kleinen Kabinett saß. Wir sprachen über das tragische Schicksal des Kaisers. Der Kaiser wurde von seinem Ratgebern u. a. von Hindenburg wie dieser selbst wiederholt betont hat, darum gebeten, nach Holland zu gehen, da ihm kein anderer Ausweg zur Vermeidung schlimmster Folgen mehr bliebe. — Und der Kronprinz? Er kam doch in der kritischen Zeit nach Spa? — Ja, das ist richtig, bestätigte Herr v. Giese, er kam und erklärte, daß seine Armee fest stünde, bereit zu allem. Da war es Hindenburg, der seinem Kaiser riet, ins Ausland zu gehen, um seinem Lande Bürgerkrieg und Blutvergießen zu ersparen.

Eine Schlaguhr ließ ihren monotonen Klang hören. Wir leerten unsere Gläser auf eine glückliche Zukunft und erhoben uns. Gleich darauf standen wir unten im Park, wo die Bäume lange Mondschnitten warfen. Graf Hamilton sagte: auf Wiedersehen, morgen, der Kaiser hält jeden Morgen früh eine kurze Andacht, die er selbst leitet, und er legt großen Wert darauf, daß seine Gäste daran teilnehmen.

Damit war mein erster Tag in Doorn zu Ende.
(Aus dem Norwegischen von E. E. v. Einem.)

Aus Aller Welt.

Aus Weinland wird Weizenland. Der Diktator Italiens, Mussolini, will aus dem Weinland Italiens ein Weizenland machen, damit es sich selbst ernähren kann. Er sagte: „Ich habe in 5 Jahren 27 000 Schenken in Italien geschlossen; gebt mir Zeit, und ich werde alle schließen!“

Ehrung Oswaldo Aranas in Porto Alegre. Der R. D. Btg. in Porto Alegre entnehmen wir:

Die Gesellschaft Germania hatte gestern die Ehre, als Gast in ihren Räumen den Justizminister Oswaldo Arana zu begrüßen, der einer an ihn ergangenen Einladung

Folge geleistet hatte, wie auch der Interventor General Flores da Cunha und die Spitzen der Behörden. Herr Alfredo Stumpf, der die Begrüßungsansprache an die hohen Gäste hielt, teilte mit, daß der Interventor nach den Statuten Ehrenmitglied der Gesellschaft sei. Herr General Flores da Cunha erklärte in seiner Antwort, er sei der festen Zuversicht, daß Deutschland nicht untergehen, sondern wieder zur Höhe aufsteigen werde. Der Justizminister, zu dessen Ehren die „Germania“ den Empfang gab, erklärte in seiner Rede, er sei nicht der Einladung gefolgt, um sich ehren zu lassen, sondern wünsche, daß sein Erscheinen in den Räumen der „Germania“ als Ehrung der Deutschen seinerseits aufgefaßt würde, für die er in der Folge Worte hoher Anerkennung fand, namentlich auch in bezug auf tatkräftige deutsche Hilfe während der Revolution. Jeden der Hörer hat er, diesen Erklärungen größtmögliche Verbreitung zu verschaffen. Eine Ansprache wurde auch von dem Präfekten, Herrn Alberto Vins, gehalten, der über die Vaterlandsliebe der Brasilianer deutschen Stammes sprach und ein Hoch auf die brasilianische Frau, vertreten durch die anwesende Gemahlin des Justizministers, ausbrachte.

Erzbischof Söderblom †. Der schwedische Erzbischof Söderblom ist am 12. Juli, abends, in Upsala am Herzschlag gestorben.

Dr. Söderblom ist 65 Jahre alt geworden. Er war einer der hervorragendsten Kulturpersönlichkeiten des ganzen skandinavischen Nordens.

Lars Olof Nathan Söderblom wurde am 15. Januar 1866 in Trönd im Hälsingland als Sohn eines Pfarrers geboren und studierte in Upsala Philosophie und Theologie. Von 1894 bis 1901 war er Pastor der schwedischen Gemeinden in Paris und Seemannsgeistlicher in den nordfranzösischen Hafenstädten. Im Jahre 1901 wurde er als Professor der Theologie nach Upsala berufen, wo er eine umfassende wissenschaftliche Tätigkeit entfaltete, die ihn in nächste Verbindung mit den führenden Männern der evangelischen Kirche in fast allen Ländern brachte. Im Jahre 1912 nahm er einen Ruf als Professor für Religionsgeschichte nach Leipzig an, doch blieb er dort nur zwei Jahre, denn schon 1914 erfolgte seine Berufung in das höchste schwedische Kirchenamt. Als Erzbischof von Upsala hat er sich während des Krieges, in dem er sich offen zu Deutschland bekannte, und eine großzügige Liebestätigkeit entwickelte, und nach dem Kriege in mehrfachen Rundreisen für einen Frieden der Geister eingesetzt, worunter letzten Endes auch sein scharfer Protest gegen den Ruhr-einfall zu rechnen ist. Insbesondere aber hat er sich bemüht, die evangelischen Kirchen aller Länder näher zueinander zu führen. Noch während des Krieges brachte er 1917 die neutrale Kirchenkonferenz in Upsala zustande. Weiter ist der „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen“ seine Gründung. Seinen rastlosen Bemühungen ist es schließlich auch gelungen, die erste große „Weltkonferenz für praktisches Christentum“, die er 1925 in Stockholm organisierte und leitete, ins Leben zu rufen. In Anbetracht seiner Verdienste um die Annäherung der Völker durch die Kirche und die damit verbundene Befriedung der Welt erhielt er im November 1930 den Nobel-Friedenspreis verliehen.

Deutsches Bauerntum in Litauen. Der Verein für das Deutschtum im Ausland schreibt:

Nur selten hört man etwas vom deutschen Bauerntum in Litauen. Das unter schwerstem Druck und ohne eine geistig aktive Führerschaft einen zähen, aber, wie die Verhältnisse liegen, fast hoffnungslos anmutenden Kampf um sein nationales Dasein führt. Das unter Völkerbunds-schutz stehende Memelland ist in besserer Lage. Es hat die Möglichkeit, immer wieder seine Stimme zu erheben, und verfügt über die aus der früheren Zugehörigkeit zu Preußen sich ergebende feste nationale Tradition. Im eigentlichen Litauen ist die evangelische Landeskirche der letzte und stärkste Schutz auch für die Erhaltung von Sprache und Volkszugehörigkeit. Gegen die Kirche richtet sich daher auch der stärkste Druck der Litauisierungs-bewegung. Der Name Gaigalat bedeutet in diesem Zusammenhang ein hinlänglich bekanntes, für Litauen nicht sehr rühmliches Programm. In dieser Lage erst wieder hat das litauische Konsistorium angeordnet, daß an Stelle des in seiner Gemeinde verehrten und hochgeschätzten Pa-

stors Lokies in Wirballen ein Vertrauensmann der Litauisierungsrichtung mit Namen Wiemer bestellt worden ist, und zwar gegen den Willen der Gemeinde, die ein verbrieftes Recht hat, sich ihren Pastor selbst auszuwählen. Als der aufgezwungene Seelenhirt die Kirche betreten wollte, fand er eine aufgeregte Menschenmenge vor, die den Zutritt zur deutschen Kirche zunächst zu versperren suchte. Der neue Seelenhirt entschuldigte seine Gesinnung mit den für einen Geistlichen nicht gerade vertrauenerweckenden Worten: „Wessen Brot ich esse dessen Lied ich singe.“ Als Pastor Wiemer trotz Abrensens den Platz vor dem Altar einnahm, stimmte die gesamte Gemeinde den Choral an „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir“. Der Zwangspastor versuchte vergeblich, durch Geschrei und krampfhaftes Arm-bewegungen die zur Wahrung ihres Rechtes entschlossene Gemeinde zum Schweigen zu bringen, und mußte endlich die Kirche wieder verlassen. Dieser Bekennermut deutscher Bauern in Litauen verdient es, überall bekannt zu werden, wo Deutsche leben, und besonders dort, wo sie um ihres Volkstums willen leiden und kämpfen.

Reformationsdenkmal. Die seit 20 Jahren unbenutzte Schlosskirche in Torgau soll mit Mitteln staatlicher und kirchlicher Behörden als Reformationsdenkmal ausgestaltet werden.

Mission in Not. Die Neuendettelsauer Mission hat aus Mangel an Mitteln beschlossen, keine Missionare mehr auszusenden, keine Seminaristen in das Missionsseminar mehr aufzunehmen und die Gehälter der Lehrer am Missionshaus zu kürzen, obwohl der Ruf nach neuen Arbeitskräften immer dringlicher wird.

Schottland. Die Synode Glasgow der Continuing Free Church in Schottland hat beschlossen, Frauen zu allen kirchlichen Ämtern, auch zum Predigtamt zuzulassen.

Ein römisch-katholischer Bischof ist Protestant geworden. Im letzten Jahre ist in Rom der für Bolivien bestimmte Bischof Dr. Julius Garret zum Protestantismus übergetreten. Auf einer Dienstreise nach Rom hatte er Gelegenheit, das kirchliche und politische Treiben an der römischen Kurie eingehender kennenzulernen. Das Ergebnis war (genau wie früher bei Luther), daß ihm das römisch-katholische Kirchenwesen und insbesondere das Papsttum als unvereinbar mit dem Evangelium erschien. Er trat deshalb zum Protestantismus über. Die katholische Presse weiß darüber zu schweigen.

(Der evg. Beute, 4.)

„Wir hatten die Religion...“ Eine Wiener Zeitungs-anzeige der „Lebensmüdenstelle 3“ gibt dem „Berliner Tageblatt“ (1931/102) Anlaß zu folgenden, an dieser Stelle nicht alltäglichen Sätzen:

„In einer Wiener Zeitung stand folgende Notiz:

„Lebensmüde finden seelischen Rat in der Lebensmüdenstelle 3 in der Weißgräberstraße 6, von 6—8 Uhr. Unentgeltlich; Namen brauchen nicht genannt werden. Unterstützungen können nicht gewährt, Arbeit nicht vermittelt werden.“

Wie weit muß es mit den Menschen gekommen sein, wenn ganz unbeamtete, ganz untheologische Personen, die nichts sind als gute Seelen, es unternehmen, wo man den Allermüdesten einen Weg zurückzeigen will. Wir hatten die Religion. Heute haben wir Berufsberatungsstellen und Eheberatungsstellen und Lebensmüdenstellen. Es klingt so gut, es klingt so lieb. Aber was wird herauskommen? Es wird eine Zweigstelle von einer Lebensversicherung sein, der Selbstmorde so viel gekostet haben, daß sie sich entschloß, als eine Art von Vertrauensarzt Lebensmüdenstellen zu schaffen. Man hofft, es ist Liebe, aber es ist fast immer nur Organisation.

Reichspräsident und Reichsinnenminister zur Augsburger Konfessionsfeier. (Ein Bekenntnis zu den religiösen Ewigkeitswerten.) Reichspräsident v. Hindenburg hat anläßlich der Vierhundertjahrfeier der Augsburger Konfession an den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß ein Begrüßungsschreiben gerichtet, in dem er seine innere Verbundenheit mit der Feier der evangelischen Christenheit zum Ausdruck bringt und den Wunsch ausdrückt, daß die Erinnerung an das reformatorische Bekenntnis von Augsburg dazu beitrage, christliche Gesinnung im deutschen Volke zu erhalten und zu stärken.

Der Reichsminister des Inneren, Dr. Wirth drückt in einem Schreiben an den Präsidenten des Deutschen evan-

gelischen Kirchenausschusses den Wunsch aus, daß die Augsburger Feier „zur inneren Stärkung im Sinne des christlichen Gemeinschaftsgedankens führe und weit über den Kreis der Teilnehmer hinaus die Gewißheit festige, daß die kulturelle Krise der Gegenwart nur dann überwunden werden kann, wenn über allem Trennenden hinweg die religiösen Ewigkeitswerte wieder zu dominierendem Einfluß gelangen und bei der Gestaltung der Zukunft über Konfessions- und Volksgrenzen hinaus entscheidend mitwirken.“

Die Begrüßungsschreiben sind als besondere Zeichen des Verständnisses der staatlichen Repräsentanten für die religiösen und christlichen Güter dankbar aufgenommen worden.

Geht hin in alle Welt! so lautet der Missionsbefehl unseres Herrn. Das Wort des Meisters haben seine Jünger nicht vergessen. Zu allen Zeiten sind Menschen bereit gewesen, unter Gefahren und Entbehrungen das Evangelium zu verkünden, bis an der Welt Ende. Gegenwärtig zählt man über 400 evangelische Missionsgesellschaften (davon 29 in Deutschland) mit etwa 30 000 Missionaren und 150 000 eingeborenen Predigern. Unter den 800 Millionen Heiden, gibt es aber nur etwa 8 Millionen Christen, also erst 1 Prozent. Doch dieses eine Prozent wirkt fauerartig. Von den 180 000 Einwohnern der Insel Nias sind jetzt schon die Hälfte fürs Christentum gewonnen. Gerade hier kann man sehen, was das Evangelium aus einem Naturvolk, das früher aus verächtlichen Kopfgeldern bestand, gemacht hat. Die Sicherheit des Menschenlebens ist dort besser verbürgt, als in den Ländern, aus denen die Missionare kommen. „Unsere Missionschwester“, schreibt Missionar Schlipföter, der lange Jahre auf Nias wirkte, „reist ohne jede Begleitung durch die ganze Insel. Ein kleiner Junge trägt ihr Reisegepäck.“

Eine deutsche Heimstatt auf dem Ölberg. Wie bekannt, ist der mehrjährige Rechtsstreit um die Besitztümer der deutsch-evangelischen Kaiserin-Augusta-Victoria-Stiftung auf dem Ölberg bei Jerusalem — der sogenannten Ölbergstiftung — kürzlich zugunsten der deutschen Stiftung entschieden worden; die Stiftung wird von England eine Entschädigung erhalten, deren Höhe noch festzusetzen ist. Es handelt sich hier um einen 1907 bis 1910 errichteten Bau auf der weitausschauenden Höhe der Ölbergkette nordöstlich vom alten Jerusalem, der als Erholungsstätte für Deutsche im Morgenland, als Herberge für deutsch-evangelische Pilger und besonders als Sammelpunkt des palästinensischen Deutschtums gedacht war. Während des Krieges war in dieser prächtigen Kaiserpfalz die deutsch-türkische Heeresleitung untergebracht, die das Gebäude dann aber kampflos räumte, um eine Beschickung der heiligen Stadt durch die Engländer zu verhindern. Dann wurde die Ölberg-Stiftung Sitz des High-commissioner, des Vertreters der englischen Krone in Palästina. In dieser Eigenschaft hat dort jahrelang der aus dem Burenkrieg bekannte Lord Plumer residiert, bis infolge des großen Erdbebens im Sommer 1927 der Aufenthalt in dem Gebäude lebensgefährlich wurde. Nach Auszug der Engländer wurde die Stiftung wieder der Obhut der ursprünglichen Leiterin: der Kaiserswerther Diakonisse Theodore Barthausen, übergeben. Da jedoch die Mittel zur Wiederherstellung des Gebäudes fehlen, mußte die früher dort betriebene Arbeit bis heute ruhen. Um so bedeutsamer ist die jetzt ergangene schiedsrichterliche Entscheidung.

Zwei lutherische Geistliche erschossen. Nach soeben eingetroffenen zuverlässigen Mitteilungen nimmt die Kirchenverfolgung in der Sowjetunion auch gegenüber der lutherischen Kirche in den schlimmsten Formen ihren Fortgang. Besonders drückend ist die Lage im Nordwestgebiet des europäischen Rußlands (Weißrußland), d. h. in den Städten Smolensk, Witebsk, Minsk, Polozk, und Mohilew mit ihrer Umgebung. Dort ist in den letzten drei Monaten alles kirchliche Leben verwüstet worden. Von den zwei ständigen evangelischen Geistlichen, die noch im Amte waren, ist der eine, Pastor Schwalbe, Smolensk, bereits am 30. September wegen angeblicher „kontrarevolutionärer“ Gesinnung erschossen worden. Der andere mußte unter den Drohungen der GPU in der Nacht flüchten. Da auch die Tätigkeit der Reiseprediger unterbunden ist, ist nunmehr in dem ganzen riesigen Gebiet die evangelische Botschaft verstummt. Sämtliche lutherische Kirchen und Bet-

häuser in Weißrußland sind enteignet und für weltliche Zwecke beschlagnahmt. Nach neuesten verbürgten Nachrichten ist ferner im Dezember ein jüngerer Geistlicher, der Propstei-Adjunkt Kaufmann im Nordkaukasus erschossen worden. Über die näheren Umstände des Mordes ist nichts bekannt. Ein weiterer hochbetagter Geistlicher ist als „schädliches Element“ verhaftet worden.

Die Jesuiten verlassen Spanien. Der „Bayerische Kurier“ vom 20. Mai 1931 meldet aus Madrid, daß sämtliche ausländische Jesuiten Spanien verlassen haben. Die spanischen Mitglieder des Ordens hätten sich zu ihren Familien begeben, während ein kleiner Rest sich nach Lohola, dem Stammsitz des Ordensstiftes, begeben habe, um von dort aus gemeinsam das Land zu verlassen.

Religionsfreiheit in Spanien. In Spanien hat die neue Regierung die Religionsfreiheit eingeführt. Dagegen hat der Vatikan Einspruch erhoben mit der Begründung, der Erlass betr. die Religionsfreiheit stelle eine Verletzung des Konkordats dar; denn im Konkordat sei der katholische Glaube als die Staatsreligion Spaniens anerkannt worden. Der Einspruch des Papstes wird nicht viel helfen; denn schließlich kann Spanien nicht im Mittelalter stehen bleiben. Aber interessant ist die Stellungnahme des Vatikans auf jeden Fall. Bei uns, wo der Katholizismus in der Minderheit ist, genießt er dankbar die Toleranz des Staates und stellt, wie der Paritätsantrag Hess im Preussischen Landtag beweist, immer weitergehende Anträge. Mit Berufung auf den Gedanken der Toleranz, aber da, wo man, wie in Spanien, die Mehrheit hat, denkt man nicht an Toleranz; man verjagt sie ausdrücklich. Aber die Lamentationen des Papstes werden in Spanien ebenso wenig nützen wie in Italien. Hier herrscht schon lange ein fortwährender Kleinkrieg zwischen dem Vatikan und dem Faschismus. Jetzt sind die hellen Flammen des lange glimmenden Brandes ausgebrochen. Italienische Studenten haben in der römischen Universität einige Nummern der päpstlichen Zeitung „Osservatore Romano“, die die Rede des Papstes an die Mitglieder des katholischen Studentenbundes über die katholische Aktion enthielten, öffentlich unter den Rufen „Nieder mit dem Papst“ verbrannt. Nun, der Papst hat an seinen urkatholischen Kindern Spaniens und Italiens keine Freude mehr; das einzige Land, das ihm keine Sorgen macht, ist Deutschland, das Mutterland der Reformation. Hier sind Roms Scharen des Papstes getreueste Söhne, die trotz der Not der Zeit das meiste zum Peterspfennig beisteuern.

Nein! Nein! Nein! Die sittliche Welt des Bolschewismus wird schlaglichtartig beleuchtet durch einige aus der Sowjet-Literatur („Die junge Garde“, „Das Leben des Komfomol“, „Jugend und die Jugend“ 1927) entnommene Aussprüche, die auf die zehn Gebote Bezug nehmen. Wir geben die folgenden hier wieder:

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren?“
Nein: Wir empfehlen der Jugend nur solche Väter zu ehren, die einen proletarisch-revolutionären Standpunkt einnehmen und die ausdrücklich und energisch die Interessen der proletarischen Klasse verteidigen. Die anderen Väter müssen umgezogen werden durch die kommunistischen Kinder. Wir erkennen den väterlichen Respekt als allgemeinen Grundsatz nicht an.“

„Du sollst nicht töten?“ Nein! Dies Gebot war für die Bourgeoisie (Bürgertum) eine Vorschrift der Frömmerei. Das Proletariat ist die einzige soziale Klasse der Geschichte, die niemals zur Frömmerei Zuflucht genommen hat. Falls ein Individuum sehr schädlich ist, falls es gefährlich für den revolutionären Kampf ist, hast du ein Recht, es zu töten, indem du dem Befehl des legalen Organs deiner Klasse gehorcht. In Augenblicken von großer Gefahr ist es unnötig, auf einen solchen Befehl zu warten. Der Mord eines unverbesserlichen Feindes der Revolution ist ein ethisch legaler (zulässiger) Mord, ein legales Todesurteil; denn der Kommunismus erkennt einen metaphysischen (überweltlichen) Wert des menschlichen Lebens nicht an!“

Das Gebot „Du sollst nicht stehlen“ der Bibel der Ausbeuter ist für uns schon lange ersetzt worden durch die ethische Formel des Genossen Lenin: „Stiehl, was gestohlen worden ist!“

So kann es nicht wundernehmen, wenn Lenin die sittlichen Grundsätze des Kommunismus auf die Formel bringt: „Moral ist das, was nützlich ist für die kommunistische Partei.“

Aus dem Geisteskampf der Gegenwart.

Die „Einfegnung“ der Gottlosen. Gelübde des Hasses. Im Berliner Sportpalast wurden bekanntlich am Palmsonntag ca. 2000 Kinder zu Kämpfern der kommunistischen Freidenkenbewegung geweiht. Diese in Freidenkertreffen immer beliebter werdenden „Jugendweihen“ sind, wie man weiß, eine Nachahmung der kirchlichen Konfirmation. Wie diese haben sie ihren Höhepunkt in einem von den Kindern abgelegten Gelübde. „Euch erwarten“, so rief der Festredner zu den Kindern hinunter, „Geld und Not. Aber, wo die Not am größten, da ist Gott am nächsten (Gelächter). Und wenn ihr denn gar nichts mehr zu essen habt, da geht in ein stilles Kämmerlein und betet (Gelächter)“. Und dann mit erhobener Stimme, fast schreiend: „Kinder, wollt ihr, daß ihr weiter hungert?“ „Nein!“, antwortet der Chor der Kinderstimmen. „Wollt ihr der Profitgier des Kapitals hingeworfen werden?“ „Nein!“ „Wollt ihr, daß ihr in Schule und Kirche weiter verdummt und geknechtet werdet?“ „Nein!“ „Wollt ihr hingejachtet werden zu Ruß und Frommen der Imperialisten im Kampfe gegen das Vaterland der Werktätigen, die Sowjet-Union?“ „Nein!“ schallt es wieder zurück. „Wollt ihr mit uns kämpfen gegen alle Ausbeuter des Proletariats?“ „Ja, das wollen wir!“ „Wollt ihr euer Leben hingeben im Kampf um die Befreiung der Arbeiterklasse?“ „Wollt ihr euer Blut vergießen für die Sowjet-Union?“ „Ja!“ — Die Jugendweihe ist beendet. Der Pfarrer der kommunistischen Internationale hat die gottlose Messe vollzogen. — Eine Gottlosen-Ausstellung und ein Riesenpuppenspiel gaben zu dieser Haßpredigt die Illustrationen.

Arme Jugend, die an der Brücke, die sie von der Kindheit hinüber ins reife Leben trägt, von der Glut des Hasses umschwelt wird: des Hasses gegen das Vaterland, gegen Millionen und aber Millionen von Volksgenossen, gegen Frömmigkeit und Sitte, gegen Schule und Lehrer und Kirche, gegen Gott und die Welt! — mit alleiniger Ausnahme der Sowjetunion. Diese 2000 Kinder — urteilt ein Teilnehmer der zuletzt polizeilich aufgelösten Feier — sind herausgerissen aus dem Gesamtzusammenhang des deutschen Volkes, sie sind zu Feinden des Christentums geworden.

Wie lange noch? Kein Ende nimmt die Qual der unterdrückten deutschstämmigen Bauern in Rußland! Jeder Tag wird ein neues Martyrium voll Hunger, voll Kälte und Mißhandlung! Wir entnehmen einigen neuerdings eingetroffenen Briefen einige charakteristische Ausschnitte:

Im Sklavendienst. „Ein Gruß aus dem hohen weißen Norden und aus der Verbannung, in welcher wir uns schon alle zwölf Monate quälen. Wir müssen alle Tage arbeiten, schon die zehnte Woche ohne Ruhetag. Überall hoher Schnee, ohne warme Stiefel und Kleider. Sie kommen von der Arbeit mit angefrorenen Händen und Füßen. Aber es gibt kein Pardon. Wir arbeiten für zweier oder dreihundert Gramm Brot. Es wundert mich nur, daß das Ausland solches Holz nimmt, welches mit solcher Kraft abgearbeitet wird... Kein Erbarmen. Eine grausame Behandlung, nicht in Worte zu kleiden.“

Gejagtes Wild. „... Wir sind wieder weiter geschickt. Als wir gestern bei allem Sturm und Kälte herausmußten, war mir sehr bange. Ich bin sehr schlecht rückwärts gefallen. O, wie gern hätte ich mich hingelegt! Aber ich mußte noch acht Werst gehen im tiefen Schnee. Ich bin sozusagen barfuß. Gehe mit gehäkelten Schuhen in allem Frost. Gejagt werden wir von einem Ort zum andern... Habe schon den zweiten Tag nichts bekommen, kein Wasser, kein Brot, keine Suppe...“

Das enteignete Kind. „In der Kolonie sind sie sehr wütend. Den Predigern wird so schrecklich viel aufgelegt, und wer sich nicht wegmacht, kommt ins Gefängnis... Es sollen Kinderkrippen eingerichtet werden, auch Gänge und was nicht alles. Die Kinder wollen sie uns auch wegnehmen. Die Brustkinder dürfen zur Nacht nach Hause, am Tage wieder zurück. Die Frauen sollen am Tage arbeiten. Die Ehe fällt dann auch weg, dann gehört alles einem jedem gleich... Und was wird mit denen werden, die

das nicht mitmachen? Sie werden sie wohl alle nach dem Norden schicken, daß sie vor Hunger und Kälte umkommen.“

Frauen und Greise. „Vor etlichen Tagen haben sie aus vier Arbeitsgruppen die Führer genommen, ins Straflager abgeführt, wo sie dann noch mehr gequält werden. Weiter suchen sie die Familien zu zerreißen und nach verschiedenen Plätzen zu schicken... Aber den Menschen ist das schon ganz egal, und wenn sie sie totschießen. Frauen werden von 14—55 Jahren, Männer von 14 bis 75 Jahren auf Arbeit getrieben, ob du kannst oder nicht, ob du Kinder hast oder nicht, es wird nicht darauf gesehen!“

Notsignale der Siebenbürger Sachsen. Vierzig deutsche Gemeinden vor dem Zusammenbruch. Von Pfarrer u. Schuldirektor i. R. Friedrich Reimesch, Ehrenvorsitzender des Siebenbürgisch-Sächsischen Lehrertags, wird uns geschrieben:

Die älteste deutsche Auslandsiedlung, bekannt wegen ihrer mustergültigen nationalen, kirchlichen und wirtschaftlichen Organisation, die Siebenbürger Sachsen, sind in allergrößter Not gekommen. Von diesen im 12. Jahrhundert ausgewanderten Moselfranken wußte man schon in der Vorkriegszeit verhältnismäßig viel im Deutschen Reich, aber erst Kriegs- und Nachkriegszeit brachten die innige Verbindung von Mensch zu Mensch. Wir Siebenbürger Sachsen haben aus dem Zusammenleben mit den deutschen Feldgrauen, noch mehr aber aus der Verbundenheit mit den Tausenden deutscher Pflegekinder in der Hungerszeit reichen inneren Gewinn gehabt. Aber wir wissen auch, daß die Reichsdeutschen aus dem einstigen „Land des Segens, der Fülle und der Kraft“, wie unsere Heimat im Liede von einem Reichsdeutschen gefeiert wurde, mehr als materielle Freuden mitnahmen. Sie hatten aus unserer täglichen Arbeit erkannt, wie schwer es ist, umgeben von fremden Nationen, das Deutschtum lauter zu erhalten. Sie haben unsere altherwürdigen Sitten und Trachten bewundert, haben aus unserer Geschichte, aus dem altertümlichen Gemäuer unserer Kirchenburgen, aus den gewaltigen Bastionen unserer Städte gelernt, daß der Deutsche im Ausland ein besonderes Gewicht auf nationale Ehre legen muß, um bestehen zu können. Sie haben eine Volksgemeinschaft erlebt, die keine tiefgehenden Parteilungen kennt, die alle Kräfte anspannt, um sich der vielen Gegner von außen zu erwehren.

Die Siebenbürger Sachsen sind ein Bauern- und Bürgervolk; steif, arbeitsam, selbstbewußt und treu ihrem Deutschtum und lutherischen Glauben. Jahrhundertelange blutige Kämpfe gegen Mongolen und Türken, selbstherrliche Fürsten und Nachbarn haben sie wohl in ihrer Entwicklung gehemmt, haben sie zahlenmäßig nur ganz langsam wachsen lassen, dafür aber sind sie eine Auslese geworden, stahlhart gegen all das, was ihnen fremd und gefährlich ist. Sie haben — auch weil sie stets in engster geistiger Verbindung mit dem Mutterlande blieben — dem Lande den germanischen Stempel aufgedrückt, sind die Lehrmeister für Rumänen und Magyaren gewesen, sind es wohl heute noch und sind stolz darauf.

Heute aber ist ein festgefügtes Schul- und Kirchenwesen in eine Katastrophe hineinregiert worden.

Wie weit Böswilligkeit, wie weit Schlandrian die Sachsen sind, sei hier nicht untersucht. Tatsache ist, daß der evangelischen Kirche der Siebenbürger Sachsen 60 000 Hektar enteignet worden sind, die den größten Teil der Mittel gaben, um die Kirchengemeinden und das reichgegliederte, vorbildlich geführte deutsche Kirchenschulwesen zu erhalten. Wir besitzen heute noch als unser höchstes Gut: 255 Volksschulen, 13 Unter- und Oberghymnasien bzw. Lyzeen, 210 landwirtschaftliche Fortbildungsschulen, 25 Kindergärten, dazu 2 Lehrerbildungsanstalten, eine höhere Handelsschule, 3 Ackerbauschulen, u. a., zusammen mit insgesamt 32 000 Schülern und 808 Lehrkräften. Ferner 255 Kirchengemeinden mit 273 Geistlichen. Der Staat hat sich verpflichtet, die uns verfassungsmäßig und durch den Friedensvertrag zustehenden Unterhaltungsbeiträge für jedes Schulkind zu entrichten, — aber er hat leider alle diese Versprechungen nicht gehalten und nur Kleinigkeiten überwiesen, so daß er heute der Landeskirche annähernd eine Milliarde Lei oder rund 25 Millionen Reichsmark schuldet.

Unter unerhörten materiellen und seelischen Opfern hat das Siebenbürger Sachsenvolk bisher seine Kulturstiftung erhalten. Aber es ist unmöglich, weiter von der Bevölkerung, die durch Inflation und Agrarkrise aufs schwerste belastet ist, 100 und mehr Prozent Kirchensteuer zu erheben. Ebenso untragbar ist es auch, daß die Geistlichen und Lehrer zum Teil schon seit über einem Jahr kein Gehalt bekommen haben. Vierzig deutsche Gemeinden von den 255 stehen vor dem Untergang, sind nach kaufmännischen Gesichtspunkten tatsächlich bankrott. Es sind zwar nur die ärmsten und kleinsten Gemeinden mit wenigen hundert Seelen, Gemeinden, in denen meist der Pfarrer auch gleichzeitig Schulmeister ist, und die auch schon früher Zuschüsse erhielten. Soll man nun diese Gemeinden aufgeben?

Sollen einige zehntausend Volksgenossen geopfert werden? Soll achthundertjährige Kulturarbeit zugrunde gehen, soll unser ganzes Kämpfen, Streben, Aufbauen und Schaffen vergeblich gewesen sein? Tausend Mark genügen für jede Gemeinde jährlich; mit dieser kleinen Summe können die Geistlichen und Lehrer vor dem Hunger bewahrt werden. Der Gustav-Adolf-Verein hat ein „Siebenbürgisches Hilfswerk“ (Postcheckkonto Leipzig Nr. ... 19 979) errichtet und sammelt Geld für diese 40 ärmsten Gemeinden.

Wie sollen wir Kirchensfeste feiern?

Ein wichtiger, bedeutungsvoller Tag in unsern Gemeinden, sonderlich in den Koloniegemeinden, da das Gemeindeleben arm ist an Abwechslung bringenden und unterhaltenden Zusammenkünften im Gegensatz zu den Stadt- und Pfarrsitzgemeinden, ist der Tag des sich jährlich wiederholenden Kirchensfestes. Einmal im Jahr findet ein solcher Festtag statt, der wochenlanger Vorbesprechungen und Vorbereitungen bedarf. Naht der Tag, dann rüstet jeder Kolonist. „Dann kommt auch derjenige aus seiner Kolonie hervor, der in der übrigen Zeit nur selten in der Kirche gesehen wird. Den Festtag muß er miterleben. Findet doch auch eine Tanzbelustigung statt, die man so lange entbehrte. Gerade dieser Teil des Kirchensfestes ist für manchen das anziehende, das der Tag für ihn bringt. Kirchensfest mit Tanzbelustigung ist in vielen Gemeinden eine fest eingebürgerte Sitte geworden, die nun einmal trotz aller Harmlosigkeit nicht in eine Feier hineingeht, die den Anspruch erhebt, kirchlich oder christlich zu sein. Kirchensfest ist eine christliche Gemeindefeier, ja, soll wenigstens eine Gemeindefeier sein, die anderen, wertvolleren und ernsteren Zwecken dient als nur zum Vergnügen und Genuß auf Tanzboden und hinter Bembentisch.

Gemeindefeiern, wie das alljährliche Kirchensfest haben nur dann ihren berechtigten Platz in der christlichen Gemeinde, wenn sie die Pflege des Gemeinschaftsbewußtseins als wesentlichen Mitzweck der Veranstaltung einschließen, die hinführt zur Gemeinde, wegweisend ist zu Gott, Zugehörigkeit zu einer großen „Familie“, dem Volke Gottes, betont und Räte und Sorgen des andern Verständnis und Mitleiden entgegenbringt. Von hier aus sollte in unsern Gemeinden jede Feier bestimmt werden. Solche Feiern sind notwendig, zumal sie immer Menschen herbeilocken, die selten ihren Platz unter der Kanzel haben, selten das Gemeinschaft bildende und vertiefende Wort Gottes vernahmen. Durch Gemeindefeiern, wie Kirchensfeste, Frauenvereinsfeste usw. werden Wege gebahnt, auf denen religiös gleichgültige Menschen wieder in Gottes Nähe, in gottesdienstliche Andachtsstunden gebracht werden.

Es mag bei manchem Leser dieser Zeilen eine solche Erkenntnis vorhanden sein, solcher Zweck und Sinn voll Gemeindefeiern als etwas Selbstverständliches gehalten werden. Aber dennoch darf das allgemeine Verständnis dafür nicht vorausgesetzt werden, andernfalls diese Zeilen nicht geschrieben worden seien. Sehr oft, ja allzuoft, muß man in unsern Gemeinden die Beobachtung machen, daß Kirchensfeiern, ich denke jetzt speziell an die üblichen Kirchensfeste, jeglicher christlicher Charakter fehlt. Der Höhepunkt vieler Kirchensfeste ist der Tanzabend, wie schon anfangs erwähnt, der die sonst sich stets verborgen halten, den Gemeindeglieder hervorlockt. Und häufig findet ein Fest einen unschönen Abschluß, wenn auf dem Tanzboden berauschte Geister Anstoß und Ärger erregen. Sollen

solche Feste ein Kennzeichen von der Existenz einer christlichen Gemeinde sein, dann aber ein „Wehe euch!“ Es mag zugegeben werden, daß mancher Orten Mangel an geeigneten Führern, Festleitern und Rednern ist, daß viele Gemeinden keine Anregungen und Anleitungen zu wirklich christlich ausgebauten und vertiefenden Feiern haben. Die fern abgelegene Gemeinde ist gezwungen, ohne ihren eigentlichen Führer, den Pfarrer, das Fest zu feiern, das darum vielleicht jeglichen geistigen, innerlichen Wert entbehren muß, oder, wenn nicht gerade ein dazu fähiger Ältester der Gemeinde oder Lehrer die Leitung und Führung an dem Festtage übernehmen kann.

Die Gemeinde kann nur ein Kirchenfest mit der üblichen Versteigerung, dem „Jahrmakstrubel“ und Tanz aus gestalten. Es ist richtig; wenn die abgelegene Urwaldgemeinde nicht diese drei oder vier Bestandteile zum Fest benutzen kann, ist ihr die Möglichkeit genommen, überhaupt ein Fest zu feiern. Wie soll dann die Schuld für den Kirchbau abgetragen werden? Wie soll dann ein Geläut angeschafft werden? Wie dieses oder jenes erreicht werden? Versteigerung und Verlosung und auch dieses oder jenes harmlose Vergnügen, wie Blumenverkauf, Ringwerfbude u. a. soll und muß auch am Platze sein. Doch der bisher allein bevorzugte und wichtigste Teil eines Kirchenfestes muß ausgemerzt werden, nämlich das Tanzen. Kirchensfeste sollen höhere Werte haben, sollen an dieser Stelle aus anderen Gründen gefeiert werden. Daß solche Art von kirchl. Festfeiern an der Tagesordnung ist, lehren viele Beispiele.

Darf unser Glaube, unser christliches Leben, unser religiöser Kult keine tote und mechanische Formel werden, darf das Christsein sich nicht nur in Äußerlichkeiten auswirken, so darf auch ein Kirchenfest nicht nur ein äußeres Schauspiel sein, auf dem weltliche Freuden allein im Mittelpunkt stehen, oder alles verliert sein Recht, sich kirchlich oder christlich zu nennen. Ein Kirchenfest, wie jede andere Gemeindefeier soll ein wirklicher christlicher Freudentag sein, der die Herzen erhebt, der es einem jedem Gemeindegliede zum Bewußtsein bringt: wir gehören zusammen, wir sind zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen, wir alle, die gemeinsame Freuden erleben, sind zu gleichen Aufgaben, zu gleicher Liebestätigkeit, zu gleichen hohen Bestimmungen berufen. Kirchensfeiern sollen den Charakter und den Ausdruck von Familienfeiern haben, geschwisterliche, brüderliche Eintracht, Freude des Sichwiedersehens, Freude darüber, alle einer Familie anzugehören, das soll in allererster Linie der Ton sein, auf den eine Gemeindefeier gestimmt sei. Solche Feststunden sind erhebend, vertiefend, können gar manchen, der Kirche entfremdeten Menschen wieder zu neuem Bekenntnis, zum neuen Mittum, zu neuer Freude an Kirche und Gemeinde erwecken.

Doch wie kann dieses Ziel, dieser Zweck erreicht werden? Besteht überhaupt die Möglichkeit, in unsere Koloniegemeinden, wo Gemeinschaft bitter nottut, diesen Charakter von gemeinschaftspflegenden Feiern und Kirchensfesten zu verpflanzen? Wird in einer weit abgelegenen Urwaldgemeinde, wo selbst Lehrer und Schule fehlen, ein Fest gefeiert werden können, das ernste, erfassende und Einheit erwirkende Festtagsgedanken in sich aufnimmt? Zunächst muß ein Kirchenfest auf einen Tag gelegt werden, an dem der Pfarrer in der Gemeinde sein kann. Es wird nicht schaden, wenn der traditionelle Feiertag verlegt wird. In diesem Falle gibt es keinen anderen Ausweg, als daß mit der alten Sitte gebrochen wird, an dem betreffenden Gründungstag oder Kirchweihstag ein Fest ohne den Pfarrer zu feiern wie es bisher gewesen. Es wird dagegen schädlicher sein, an diesem Tag eine unwürdige Feier zu halten. Zu einem Kirchenfest gehört ein Festgottesdienst, der die Gemeinde in weihervoller Stunde vor Gott führt, der mit seinem feierlichen Gepräge ernstlich das christliche Gewissen und Bewußtsein weckt: alles zu Gottes Ehre, sonderlich ein Kirchenfest mit seinem Loben und Danken. Neben allen äußerlichen gewinnbringenden Zwecken (z. B. Einnahmen zugunsten der Kirche oder einer Glocke usw.) soll ein Kirchenfest gemeinschaftsplegend sein, d. h. das Bewußtsein soll geweckt werden, daß wir Kinder eines Gottes sind, also einer „Familie“ angehören. Jeder Gottesdienst sammelt die Christen zu einer Gemeinschaft des Glaubens und des Bekenntnis. Doch viele, die einer christlichen Gemeinde angehören, sind der Kirche selbst entfrem-

det. Bei Festlichkeiten finden sie dagegen schon eher den Weg in die Nähe der Kirche. Eine Festversammlung, die unter freiem Himmel, in einem Saal oder auch in der Kirche abgehalten werden kann, soll ein zweiter ganz wichtiger Bestandteil der Feier sein. Gemeinsam gesungene Lieder, Gedichtvorträge und eine Festansprache, die evangelisatorische Gedanken neben starker Betonung des Gemeinschaftsgedankens enthält, sollen noch einmal die Gemeinde für ein bis zwei Stunden vereinen. Denn wie bei keiner anderen Gelegenheit kann gerade hier derjenige in die Gemeinde hineingezogen werden, kann ihm Freude bereitet, Vertrauen und Liebe und brüderliches Verstehen gezeigt werden, der bislang abseits von der Gemeinde lebte. Durch eine solche Versammlung können Menschen, zu gemeinsamem Wirken und Wollen zusammengeführt werden. Wieviel dankbarer Stoff bietet sich da nicht an, der den Interessen unserer Urwaldgemeinden entspricht? Wer sollte nicht von Glaubenshelden hören, wer sollte so undankbar sein, nichts aus dem Lande der Väter hören zu wollen? So wird das Beste und Heiligste auf einem Kirchenfest gepflegt werden. Ströme des Segens werden von solchen Stunden ausgehen. Wenn Kirchenvorstände, Präsidenten und Älteste sich der Verantwortung für ihre Gemeinden voll bewusst sind, dann werden sie bestrebt sein, Kirchenfeste unter dem Zeichen gottesdienstlicher Anbetung, echt christlicher Gemeinschaftspflege und reiner Freuden zu feiern. Darum fort mit dem, was bisher unsere Kirchenfeste entwürdigt hat. Rein soll die Freude sein, rein der Geist, der uns zu Gemeindefeiern zusammenführt. So sollen wir Kirchenfeste feiern. P. Stoer.

Evgl. Pastoral-Konferenz von Sta. Katharina und Paraná.

In den Tagen vom 3.—7. August fand in Blumenau die diesjährige ordentliche Tagung der Evgl. Pastoral-Konferenz in Verbindung mit einer Theologischen Freizeit statt. Anwesend waren 18 Geistliche sowie der Vertreter des Ev. Oberkirchenrates, Herr Propst Jundé. (2 Pfarrer fehlten entschuldigt.)

Der Vorsitzende, Pastor Grau, erstattete den Jahresbericht, in welchem er die Richtlinien für die Arbeit der Pastoral-Konferenz darlegte. Die Pastoren Scheerer und Müringer hielten interessante Vorträge über die Sitten in unseren Gemeinden (Adventisten, Christl. Wissenschaft, Heilsarmee, Missouri u. a.)

Pastor Berggold berichtete aus der Arbeit des Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung. Herr Propst Jundé empfahl mit warmen Worten die Beteiligung aller Gemeinden an der Jubiläumsspende aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens des Gustav-Adolf-Vereins im Jahre 1932. In Neu-Breslau wird ein Gustav-Adolf-Fest unter Beteiligung auch der übrigen Gemeinden gefeiert werden. Volksmissionsfeste sollen, außerdem im Jahr 1931/32 in Rio Negro, Badenfurt und Therezopolis abgehalten werden. Zum Vorsitzenden des Hauptvereins wird anstelle des zurückgetretenen bisherigen Vorsitzenden einstimmig Pastor Andresen-Badenfurt gewählt. — Aus dem Bericht über das Gemeindeblatt „Der Christenbote“ (P. Böck) geht hervor, daß einzelne Gemeinden ihre Abonnentenzahl im letzten Jahr verdoppelt haben. Geklagt wurde über mangelhaften Eingang der Bezugsgelder, der es bisher unmöglich machte, den mancherlei Wünschen auf Ausgestaltung des „Christenboten“ nachzukommen. —

Den Kassenbericht gab Pastor Grau, der zwecks Ermöglichung der Aufgaben der Pastoral-Konferenz um Steigerung der Kollekten und Beiträge bat. Die Führung der Konferenzkasse übernahm Pastor Böck (Zahlungen erbeten an den Banco Nacional do Commercio auf Konto P. S. Böck, in Joinville.) Zu Vertrauensmännern der Pastoral-Konferenz in den vier Kreisen werden neu bzw. wiedergewählt die Pastoren Wiedmer, Graetich, Michalowski und Brück.

Zum Presspfarrer wird Pastor Wilms ernannt.

Den Abschluß der Konferenz bildete ein hochinteressanter Vortrag von Pastor Wilms über die liturgische Bewegung der Gegenwart, der wertvolle Anregungen und Richtlinien über die Ausgestaltung und Bereicherung unserer Gottesdienste bot. —

In der sich anschließenden dreitägigen Freizeit behan-

delte Herr Propst Jundé das Thema „Offenbarung und Glaube“.

Die nächste Pastoral-Konferenztagung soll im Juni 1932 in Verbindung mit der 2. Theologischen Freizeit stattfinden.

Aus unsern Gemeinden.

Isabella-Therezopolis. Das erste Jahresfest feierte am 12. Juli der Frauenverein von Santa Isabella. Ein Jahr treuer, gemeinsamer Zusammenarbeit hat dem Verein eine feste Form gegeben, die, so Gott will, noch für lange Zeiten dem Gemeindeglieden Kräfte der tätigen Liebe und Freudigkeit zur steter Hilfsbereitschaft erhalten wird. Das vergangene Jahr hat bezeugt, wie unter den schaffenden und arbeitenden Händen der Frauen manches Liebeswerk für Kirche und Gemeinde in aller Bescheidenheit getan wurde. Vor allen Dingen sind wesentliche Geldeinnahmen für den in aller Kürze zu errichtenden Pfarrhausneubau und für die innere Verschönerung der alten Martinskirche am Bugarbach durch die fleißige Hand- und Sammelarbeit der Frauen zustande gekommen. Das erste „Geburtstagsfest“ des Vereins wurde von vielen auswärtigen Gästen besucht. Der Morgen war in einem feierlichen Gottesdienst der Andacht und Anbetung in heiliger Gottesnähe geweiht. Pfarrer Michalowski aus Santa Thereza legte seiner Festpredigt Matthäus 5,13 „Ihr seid das Salz der Erde“ zugrunde. Hohe und verantwortungsvolle Aufgaben sind denen, die den Namen Christi tragen, aufgelegt. Ganz besonders soll ein solcher Festtag das Verantwortungsbewußtsein wecken; bedenket, wozu ihr berufen seid. Der Nachmittag schenkte der feiernden Gemeinde in einer Festversammlung auf dem geräumigen Pfarrhofe ernste und heitere Freudenstunden. Gemeinsam gesungene Lieder mit Posambegleitung, Gedichtvorträge, die den Wert der Frau und die Liebe der Mutter schätzten, von Schülern vorgetragen, mehrstimmige Darbietungen der Gesangsvereine von Rancho Queimado und Sta. Isabella fanden Anklang in vielen dankbaren Herzen. Eine Festansprache vom Ortsgeistlichen verdeutlichte den Sinn und Zweck der feiernden Stunden und sollte mit ihren Gedanken über „die Frau als Gattin und Mutter“ zu neuer Liebe und Achtung anregen.

Besonders ansprechend bei Jung und Alt war die Aufführung von „Schneewittchen“, das von den Kleinsten der Pfarrschüler unter Leitung ihres Lehrers, Herrn A. Mertens reizend und natürlich vorgetragen wurde. Anerkennung verdiente die wirklich kunstgerechte Bühnendekoration, die bis ins einzelne fein ausgeführt war. Der Frauenverein wie auch alle Gäste wußten in reichem Maße dem Schöpfer dieses mühevollen kleinen Kunstwerkes, dem Lehrer der Pfarrschule, zu danken. Weitere Volkslieder des Rancho Queimado-Gesangsvereins wurden dankbar angenommen. Ja, die Nachbarn hatten es treu gemeint. Sie haben durch ihre frohen Stimmen erheblich dazu beigetragen, die Festfreude zu erhöhen. Ihnen allen, die so treu geholfen, wurde aufrichtiger Dank von der Bugarbacher Gemeinde gezollt. Nachdem die Feststunden so viel Frohes und Schönes geboten, wird hoffentlich neuer Samen der Freude an christl. Gemeinschaftsleben und des Wollens und Wirkens zu Gottes Ehre keimen. —

Die kleine Gemeinde **Rio Fortuna**, im Munizip Tubarão hat trotz ihrer nur sieben Familien umfassenden Gemeinschaft die schon vor mehreren Jahrzehnten erbaute Kapelle renoviert. Das Dach ist gänzlich erneuert, sowie das schadhafte Gebälk durch frisches Holz ersetzt worden. 1887 wurde hier im Süden des Staates, im Tale des Rio Fortuna, die evangelische Gemeinde gegründet, die noch bis vor 10 Jahren aus zahlreichen Familien bestand. Dann trat ein starker Rückgang ein. Die allermeisten Familien verzogen nach dem Rio Ubaixo-Gebiet (Pfarrbezirk Sta. Thereza). Nur sieben Mitglieder der Gemeinde bewahrten dem Platz die Treue, die nun ein großes Opfer gebracht haben, ein Opfer aus Liebe und Treue zu ihrer Kirche. Jetzt schaut die Kapelle, auf einem runden Hügel gelegen und von einer mächtigen, hohen Palme bewacht, wieder wie ein neues Gotteshaus in das Tal hinab.

Str.

• Aufruf! •

Wer hilft durch eine einmalige Liebesgabe oder durch einen jährlichen Sonderbeitrag am Ausbau und der Verbesserung unseres „Christenboten“ mit? Jeder Pfarrer nimmt gern freundliche Gaben hierfür entgegen. Quittung erfolgt im „Christenboten“. — Wirst auch Du mir helfen? Im Voraus ein herzlich Gott vergelt's!

Der Christenbote.

Weltkonferenz für Sonntagsschulen.

Vom 25.—31. Juli nächsten Jahres findet in Rio de Janeiro die II. Weltkonferenz für Sonntagsschulen statt. Alle evgl. Kirchen der Welt werden zu dieser Tagung ihre Vertreter entsenden.

Die Vorkonferenz für Brasilien findet vom 23.—26. September ds. Jrs. in Curitiba statt, an welcher Vertreter aller evgl. Kirchen Brasiliens teilnehmen werden.

Wir wünschen dieser Tagung, die ein Ausdruck der Einigungsbewegung des Weltprotestantismus ist, für die wichtige Arbeit der religiösen Jugendzuehrung gegneten Erfolg.

Leid.

Und wenn dein Leid so endlos wär'
Wie Berge sich erstrecken,
Und wär' es tiefer als das Meer,
Gott wird es selber decken.

Und irrt in Sehnsucht Herz und Hand,
Will sich die Kraft verlieren,
Dann wirst du aus dem fernem Land
Des Segens Fülle spüren.

Nein, nein, wie groß dein Leid auch sei,
Nie magst den Blick du wenden!
Ein jeder Tag flieht schnell vorbei,
Entrinnt auch deinen Händen.

Und betest du: „Dein ist das Reich,
Dein Wille soll geschehen“,
Was kommt denn diesem König gleich,
Der dich zum Licht ersehen?

Trägt denn nicht über alles Leid
Die Seele frohes Hoffen,
Und sieht sie nicht der Herrlichkeit
Lichtgold'ne Tore offen?

So nimm bewusst den Augenblick
Getrost in deine Hände!
Schenk' deiner Zukunft frohen Blick!
Gott gibt ein reiches Ende.

(Hagemann.)

Liebesgaben.

Hansa-Humboldt.: für Bibelfonds: Kollekte am Stadtplatz 20.000, Aufgabe H. Stämpfle 1.300, Aufgabe A. Krelling 1.900.

Für Gustav-Adolf-Verein: Kindergaben 12.300.

Für Asyl Bella: B. Schw. 10.000.

Herzlichen Dank!

P. Löb.

Quittung.

Folgende Zahlungen gingen ein:

P. Wiedmer, Lapa	44.000
P. Müller, Jequitiba	84.000
P. Grau, Südam	216.200
P. Scheerer, Blumenau	117.000
Diacon Kreuzberg, Salto Grande	40.000
Liebesgabe Chr. Schlichting, Sta. Theresia	5.000
Liebesgabe Hr. Mohr, Florianopolis	5.000

Besten Dank!

Die Kassenverwaltung:
L. Löb, Pfarrer.

An alle Pfarrämter und Diakonate.

Zur Schaffung einer möglichst genauen und vollständigen Uebersichtskarte sämtlicher deutsch-evangelischer Gemeinden, bitte ich alle Amtsbrüder, mir ihre sämtlichen Predigtplätze usw. freundlichst angeben zu wollen. Nach Möglichkeit soll in den Angaben enthalten sein: 1) Himmelsrichtung vom Pfarramt aus, 2) Entfernung vom Pfarramt (auch Luftlinie), 3) besondere Lagenangabe (Lage des Ortes zu Flüssen, Eisenbahn und Autostraßen).

F. W. Wilms, Pfarrer.

Florianopolis, Rua Nereu Ramos 21.

Der Christenbote

ist die Sache deiner Gemeinde
ist deine Sache

wird von Florianopolis bis über
Rio de Janeiro in den deutschen
evangelischen Gemeinden gelesen
ist das äußere Band unserer
Kirche in Brasilien

kostet jährlich nur Rs. 2\$000!

Hilf dem „Christenboten“ neue Leser gewinnen!

Kirchennachrichten.

Deutsch-Evangelische Gemeinde Curitiba.

Jeden Sonntag, 9 Uhr vorm.: Kindergottesdienst.
Sonntag, 10 Uhr vorm.: Gemeindegottesdienst.
Dienstag, 8 Uhr abends: Kirchenchorübung.
Mittwoch, 8 Uhr abends: Abendandacht.

Pfarrer Berghner.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

6. Sept.,	vorm. Hammonia	nachm. Neukettin
13. "	" Neubremen;	" "
14. "	" Hammonia; Beginn des Konfirmandenunterrichts (9 Uhr vorm. in der Kirche)	" "
20. "	" Sellin;	nachm. Neuberlin
27. "	" Ober Raphael;	" Unter Raphael
4. Okt.,	" Hammonia;	" Sandbach
11. "	" Sellin;	" Neuberlin
18. "	" Neubremen;	" Charlach
25. "	" Ober Raphael; Einsegnung und Abendmahl	" "
27. "	" Neubremen; Beginn des Konfirmandenunterrichts	" "
29. "	" Sellin;	" P. Fried.

Evangelische Pfarrgemeinde Südam.

6. Septbr.,	Lajo
13. "	Matador
20. "	Contra
27. "	Südam

Jeden Sonntag am Südam, Lajo und Tromb. Central Kindergottesdft.
Gottesdienstbeginn 10 Uhr. Pfarrer Grau.

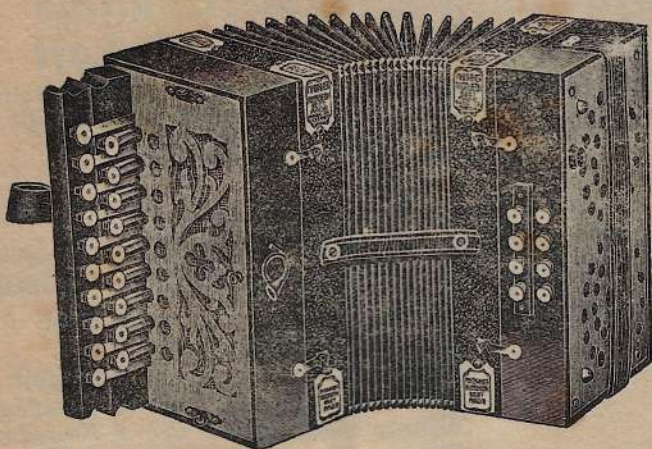
6. Septbr.,	Trombudo Central
13. "	Groß Trombudo
20. "	Kilometer 10
27. "	" 20

Gottesdienstbeginn 10 Uhr. Diacon Herken.

Evangelische Gemeinde Bommerode.

6. Septbr.,	8 1/2 Uhr, Kindergottesdienst in Bommerode
6. "	10 " Predigtgottesdienst "
13. "	10 " " " "
20. "	10 " " " "
27. "	8 1/2 " Kindergottesdienst " Bommerode
27. "	10 " Predigtgottesdienst " "

Johs. Blümel, Pfarrer.



Grammophone u. Victrolas -

In 20 verschiedenen Modellen aller Größen und Preislagen.
Kataloge auf Wunsch kostenlos.

Musikalien -

Komplettes Lager in allen Editionen. Wöchentlich die letzten Neuheiten aus Rio und São Paulo für Piano und Orchester.

Instrumente u. alle Zubehöriteile -

Verlangen Sie unseren Katalog.

Handharmonikas

Sino

Gaucha

Othello

von 8 bis 96 Bässen.

Engros- u. Detail-Verkauf

Unsere Instrumente sind alle mit
Dur-Aluminium Stimmplatten
und Stahlstimmen versehen.

Casa Hertel

Praça Generoso Marques 62

CURITYBA - Paraná.

Evangelische Kirchengemeinde Hausa-Sumboldt.

- 6. Sept., Ziabellastr. Km. 6 (mit Abendmahl)
- 13. " Stadtplatz
- 20. " Paulstraße
- 27. " Stadtplatz
- 4. Okt., Pedra de Amolar
- 11. " Stadtplatz
- 18. " Rio Novo-Straße.

Lth. Pfarrer.

Evangelische Pfarrgemeinde Benedicto-Timbo.

- 6. Sept., Cedro Alto und Obergulde
- 13. " Timbo und Santa Maria
- 20. " S. João, Abendmahlfeier, und Rio Abda
- 24. " Timbo, abends 1/2 8 Uhr
- 27. " Benedicto Novo
- 4. Okt., Obergulde, Abendmahlfeier, u. Freiheitsbach u. bei Koprowsky
- 11. " Timbo und Russenbach
- 18. " Cedro Alto, Abendmahlfeier, und Rio Abda
- 22. " Timbo, abends 1/2 8 Uhr
- 25. " Benedicto Novo und Bommeinsstraße, Reformationsfeiern

1. Nov., Timbo, Reformationsfest, u. Obergulde, Reformationsfest.
Die Gottesdienste beginnen vorm. 9 Uhr, in Rio Abda um 10 Uhr.
Jeden Mittwoch, Konfirmandenunterricht: 10 Uhr bei Koprowsky, 2 Uhr
in der Kirche Benedicto Novo.

Berggold, Pfarrer.

Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Gottesdienste:

- 6. Sept., in Itoupavassinha, anshl. Sprengelvers. wegen Pfarrerrwahl
- 13. " in Testo Central,
- 20. " 1 Std. vorher Kinder-Gottesdienst in Badenfurt
- 27. " in Badenfurt, anshl. Sprengelvers. wegen Pfarrerrwahl und
Neuwahl eines Schriftführers
- 4. Okt., in Encano do Norte
- 11. " in Itoupavassinha
- 18. " in Testo Central
- 25. " in Badenfurt

Am Dienstag jeder Woche, von 9—11 Uhr, Konfirmandenstunde in Testo Central
Mittwoch 2—4 Badenfurt.

Alle Gottesdienste beginnen um 1/2 10 Uhr. J. Andersen, Pfarrer.

Deutsch-Evangelisches Pfarramt Florianopolis.

- 6. September: Florianopolis: Gemeinde-Gottesdienst um 9 Uhr
Kinder-Gottesdienst um 10 1/4 Uhr
- 13. " Balhoça: Gemeinde-Gottesdienst um 10 Uhr
- 20. " Florianopolis: Gemeinde-Gottesdienst um 9 Uhr
Kinder-Gottesdienst um 10 1/4 Uhr
- 27. " Sto. Amaro: Gemeinde-Gottesdienst um 10 Uhr.

Friedr. Will. Films, Pfarrer.

Alle Arten von
Uhren — Ringe
fingerringe Trauringe
Ohrringe
Brillen



Geschenkartikel,
deutsche Grammophone
und Platten
und vieles andere
mehr

stets in größter Auswahl und zu billigsten Preisen bei
Rischbieter & Gestwicki — Blumenau

Evangelische Pfarrgemeinde Santa Ziabella-Theresopolis.

a) Predigtgottesdienste:

- 4. Okt., Theresopolis
- 5. " Ober-Capibary
- 6. " Mantelsfuß
- 7. " Capibary-Stadtplatz
- 8. " Rio Sete
- (vom 8.—14. Okt., Konfirmationsvorbereitung in Rio Sete)
- 11. " Anntapolis (Pfr. Michalowski)
- 12. " Rio do Meio
- 14. " Rio do Sul
- 15. " Rio Sete, Konfirmation mit Abendmahl
- 16. " São João, mit Abendmahl
- 17. " Unter-Capibary, "
- 18. " Goabitroba, "
- 19. " Rio Fortuna
- 20. " Quadro Braco do Norte
- 25. " Ararangua, mit Abendmahl
- 31. " Anntapolis, Kirchweih
- (Vom 5.—14. Nov., Konfirmationsvorbereitung in Theresopolis)
- 8. Nov., vorm.: Theresopolis; nachm.: Ziabella (3 Uhr)
- 15. " Theresopolis, Konfirmation mit Abendmahl
- 18. " Scharfe Linde
- 19. " Palheros, mit Kinder-Gottesdienst
- 22. " Rancho Queimado
- 29. " Taquaras, mit Kinder-Gottesdienst

b) Besegottesdienste:

- 4. Okt., Sta. Ziabella
- 18. " 2. Linde
- 25. " Embirerbach
- 8. Nov., Taquaras
- 22. " Sta. Ziabella
- 29. " Fazenda

c) Bibelstunden:

- 6. Nov., Michelsbach
- 10. " "
- 25. " Sta. Ziabella (Weingärtner)

Hoer, P.



Was 20 Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, das muß schon etwas sein.

Goethe an Eckermann, 25. 10. 1822.

Diese Worte des großen Dichters und Gelehrten treffen auf jeder Hinsicht auf **Dr. Hommel's Haematogen** zu. Seit über 30 Jahren hat es sich die Gunst der Aerzte und des Publikums in steigendem Maße errungen und bewahrt und sich von Familie zu Familie durch seine sichtbaren Erfolge selbst weiter empfohlen.

Täglich 1—2 Löffelgläschen (Kinder die Hälfte), direkt vor dem Essen genommen, bewirken

rasche Kräftigung des Körpers und des Geistes,

daher Frischwerden des Gesamtorganismus und Verschwinden von frühzeitigen Alterserscheinungen.

Beruhigung des Nervensystems

(das Lecithin ist in seinem organischen Naturzustande und nicht als künstlicher Zusatz darin enthalten).

Wekung des Appetites und Besserung der Verdauung.

Besonders empfehlenswert für zur Schule gehende Kinder, deren Lernfähigkeit erleichtert und ihre Auffassungsfähigkeit erhöht wird. Von sehr angenehmem Geschmack, kann es wie jedes Nahrungsmittel unausgesetzt genommen werden, ohne jemals die geringste Störung zu verursachen.

Da das Wort **Haematogen** als solches Freizeichen geworden ist, so kann jedermann irgend ein beliebiges Präparat, flüssig oder trocken, mit diesem Worte benennen. Deshalb verlange man ausdrücklich den Namen des Erfinders

„Dr. med. Hommel“

und lasse sich nichts anderes für das Verlangte als gleichwertig oder eben so gut ausbeden.

Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Passagierdienst mit Schnelldampfern zwischen Deutschland, Brasilien und dem Rio de la Plata.

Nächste Abfahrten ab São Francisco nach Bremen:

D. „Wefer“	7. September
D. „Madrid“	19. Oktober
D. „Werra“	9. November
D. „Wefer“	28. November

Nächste Abfahrten ab Santos nach Bremen:

D. „S. Cordoba“	5. Oktober
D. „S. Morena“	26. Oktober
D. „S. Bentana“	16. November
D. „S. Cordoba“	5. Dezember

Nächste Abfahrten ab S. Francisco nach Buenos Aires über Rio Grande und Montevideo:

D. „Madrid“	29. September
D. „Werra“	22. Oktober
D. „Wefer“	11. November

Wegen Passagen und jeder weiteren Auskunft in Reiseangelegenheiten wende man sich an die Agenten

Carlos Hoepcke S. A.

S. Francisco do Sul und Blumenau.

Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft

Regelmäßiger Schnelldampfer-Dienst zwischen Hamburg, Rotterdam, Boulogne f. M., La Coruña, Vigo, Lissabon, Bahia, Rio de Janeiro, Santos, S. Francisco do Sul, Rio Grande, Montevideo und Buenos Aires.

Nach dem Norden.

Nächste Abfahrten von S. Francisco do Sul nach Hamburg via Santos, Rio de Janeiro (Bahia) Las Palmas:

Motor-Schnellschiff „Monte Pascoal“	am 23. Sept.
„Monte Sarmiento“	am 5. Okt.
„Monte Rosa“	am 25. Oktober
„Monte Olivia“	am 11. November
„Monte Pascoal“	am 9. Dezember
„Monte Sarmiento“	am 20. Dez.
„Monte Rosa“	am 4. Jan.

Abfahrten von Santos einen Tag und von Rio 2 Tage später.

Nach dem Süden.

Nächste Abfahrten von S. Francisco do Sul nach Buenos Aires via Rio Grande und Montevideo:

Motor-Schnellschiff „Monte Sarmiento“	am 16. Sept.
„Monte Rosa“	am 5. Okt.
„Monte Olivia“	am 23. Okt.
„Monte Pascoal“	am 18. November
„Monte Sarmiento“	am 30. November
„Monte Rosa“	am 15. Dez.
„Monte Olivia“	am 30. Dez.

Abfahrten von Rio zwei Tage und von Santos einen Tag früher.

Nächste Abfahrten von Santos nach Hamburg: via Rio de Janeiro, ev. Bahia, ev. Pernambuco, ev. Tenerife, Lissabon, Vigo und Boulogne s./m.

„Antonio Delfino“	9. Sept.
„Cap Arcona“	22. Sept.
„Cap Polonio“	5. Okt.
„Cap Arcona“	3. Nov.
„Cap Polonio“	23. Nov.
„Cap Arcona“	17. Dez.

Die Monte-Schiffe sind neue Spezial-Schnellschiffe, ausgestattet mit geräumigen gut ventilierten und luftigen 2, 4 und 6 bettigen Kammern, mit fließendem kalten und warmen Wasser in jeder Kammer, sowie mit sehr geräumigen, den modernsten Ansprüchen zugehörigen Speisefallen, Gesellschaftsälen und Decks, Rauchsalons, Schreib-, Les- und Bibliothek-Sälen, Friseur-Salons u. s. w. Fahrpläne, Pläne, sowie nähere Auskünfte über Fahrpreise und Platzreservierung sind erhältlich bei den Agenten

Carlos Hoepcke S. A., Blumenau, Truppel & Cia.

S. Francisco do Sul — Santa Catharina.

Malburg & Cia., Itajahy, Carlos Hoepcke S. A., Florianopolis.

Deutsch-Evangelisches Internat für Mädchen und Knaben, Rio Claro

(Staat S. Paulo).

Unterricht in allen Schulfächern, Sprachen, Musik, Maschinenschreiben, Stenographie, Handarbeit, Nähen und Zuschneiden. Man verlange Prospekte.

Die Direktion:

Th. Koelle, Pastor, P. Koelle, Dr. phil.,

Chr. Koelle,

Lehrerin für höhere Mädchenschulen und Hygien.

Verantwortlicher Schriftleiter: Pfarrer Herbert Bötz, Hansa-Humboldt. Alle Sendungen, Bestellungen, Anzeigenaufträge etc. gehen an den Schriftleiter. Geldsendungen sind zu senden an die Firma Boehm & Cia., Joinville.

Druck von Boehm & Cia., Joinville.